

DER PIPER
REA
DER
HERBST 2022

AMY McCULLOCH

ANANDA KLAAR

HONORÉE
FANONNE JEFFERS

LOTTA LUBKOLL

CHRIS WHITAKER

BRUNO JONAS

ANIKA BEER

VOLKER KUTSCHER

DENIS SCHECK

MOHAMED AMJAHID

PETER GRANDL

KAYHAN ÖZGENC,
SOLVEIG GODE

MICHAEL MORITZ

SEDEF ECER



LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

»Kinder und Jugendliche spielen politisch quasi keine Rolle. Wir sind keine Zielgruppe der großen Parteien. Ihre Programme wurden über unsere Köpfe hinweg entschieden, wir haben keine Stimme, die sie gewinnen könnten. Kurz gesagt, Alte machen Politik für Alte.« Für die Abiturientin Ananda Klaar ist der Generationenkonflikt kein Begriff aus den Medien, sondern erlebte Realität. In ihrem Buch »Hört uns endlich zu!« macht sie ihrer Empörung Luft. Klimawandel, Bildungswesen, Gesundheitswesen, Rentengerechtigkeit, Chancengleichheit: Sie benennt die Missstände und Probleme, die junge Menschen belasten, deutlich hervorgetreten in den beiden Jahren der Pandemie, überschattet, aber nicht verdrängt vom durch den russischen Überfall auf die Ukraine verursachten Leid. Den Jungen gehört angeblich die Zukunft, aber wie soll diese aussehen? Und was muss geschehen, politisch, ökologisch, gesellschaftlich, damit sie kein Grund zum Fürchten ist?

Honorée Fanonne Jeffers hatte bereits fünf Lyrikbände veröffentlicht, als sie im vergangenen Jahr mit Mitte fünfzig mit ihrem ersten Roman zugleich ein Opus magnum veröffentlichte, das ihr umgehend Vergleiche mit Toni Morrison, Ralph Ellison und Jesmyn Ward eintrug. Wer sich vom etwas sperrigen Titel »Die Liebeslieder von W.E.B. Du Bois« nicht abschrecken lässt, kann ein Lesewunder erleben. Es ist die Geschichte der Garfields, einer modernen schwarzen Familie, die im Norden der Vereinigten Staaten leben, aber im Süden tief verwurzelt sind. Im Mittelpunkt steht Ailey Pearl Garfield, eine umwerfende, unvergessliche Heldin, die durch die Auseinandersetzung mit der Geschichte ihrer Familie erst allmählich begreift, was es heißt, heute eine schwarze Frau in Amerika zu sein – und wir mit ihr.

Peter Grandl möchte aufrütteln, aufklären und zum Nachdenken anregen – und dazu eine richtig gute Geschichte erzählen. Tatsächlich hat er mit »Turmschatten« einen Thriller geschrieben, der in die – übrigens glänzend recherchierten – Abgründe rechtsradikalen Terrors blicken lässt, dabei aber zugleich eine so packende Geschichte erzählt, dass man die Realität beim Lesen immer wieder vergisst. Das liegt an den komplexen Charakteren, bei denen Zuordnungen wie Gut und Böse nie eindeutig sind, und an der dramatischen Zuspitzung der Handlung bis zum Schluss – der kein endgültiger ist, denn mit »Turmgold« legt der Autor gleich nach.

Bücher haben die schöne Eigenschaft, dass sie immer gerade dann zum Leser kommen, wenn man sie am dringendsten zu brauchen scheint. In diesem Sinn hoffen wir, dass die hier ausgewählten Titel aus unseren Herbstprogrammen Sie in dieser neuen Ausgabe des Piper Readers ebenso begeistern wie uns im Verlag.

Ihre Felicitas Leventhal

INHALT

AMY McCULLOCH 06
DER AUFSTIEG –
IN EISIGER HÖHE WARTET DER TOD

ANANDA KLAAR 16
NEHMT UNS ENDLICH ERNST!

HONORÉE FANONNE JEFFERS 24
DIE LIEBESLIEDER VON W.E.B. DU BOIS

LOTTA LUBKOLL 32
SONNE, MEER UND LANGE OHREN

CHRIS WHITAKER 40
WAS AUF DAS ENDE FOLGT

BRUNO JONAS 48
DAS SCHAFFST DU EH NICHT

ANIKA BEER 56
SUCCESSION GAME

VOLKER KUTSCHER 62
TRANSATLANTIK

DENIS SCHECK 70
SCHECKS KULINARISCHER
KOMPASS

MOHAMED AMJAHID 84
LET'S TALK ABOUT SEX, HABIBI

PETER GRANDL 94
TURMGOLD & TURMSCHATTEN

KAYHAN ÖZGENC, SOLVEIG GODE 104
MACHT & MILLIONEN

MICHAEL MORITZ 112
NAMASTE CORONA!

SEDEF ECER 120
ALL DIE FRAUEN, DIE DU WARST



DER AUFSTIEG

In eisiger Höhe wartet der Tod

Als jüngste Kanadierin bestieg Amy McCulloch den Manaslu im Himalaya. Auf dem Gipfel hatte sie die Idee zu diesem Thriller. Das Ergebnis: Ein einzigartiges, atmosphärisches und unvergessliches Leseerlebnis, das Ihnen den Atem rauben wird!



INTERVIEW

Liebe Amy McCulloch, erzählen Sie uns doch kurz, worum es in Ihrem Buch geht.

Im Leben der Journalistin Cecily Wong läuft es gerade nicht rund. Als sie jedoch das Angebot bekommt, den legendären Bergsteiger Charles McVeigh auf einer Expedition zu begleiten, ist sie hellauf begeistert. Diese Reportage ist die Chance ihres Lebens! Doch die Sache hat einen Haken: Er will ihr das wichtige Interview erst geben, wenn sie mit ihm und seiner Gruppe den Gipfel erreicht hat. Cecily ist bei Weitem die Unerfahrenste in der Gruppe, aber sie ist fest entschlossen, sich zu beweisen, und wird vor nichts zurückschrecken, um den Gipfel zu erklimmen. Doch dann ereignen sich beunruhigende Unfälle, Menschen sterben! Cecily beginnt, Fragen zu stellen. Gefangen in einer unwirtlichen, lebensfeindlichen Umgebung, mit einem Team, das sie kaum kennt, muss sie in einem epischen Überlebenskampf gegen einen der gefährlichsten Berge der Welt kämpfen und einem unbekanntem Angreifer entkommen, der einen Bergsteiger nach dem anderen ausschaltet.

Wie sind Sie auf die Idee zu »Der Aufstieg – In eisiger Höhe wartet der Tod« gekommen?

Als ich vor einigen Jahren selbst mit dem Bergsteigen begann, wusste ich bereits, dass es am Ende ein Buch geben würde. Aber ich wusste nicht genau, wie dieses Buch aussehen sollte, bis ich in Nepal und am Manaslu ankam. Ich bereitete mich lange auf die Besteigung vor, doch vor Ort musste ich erkennen, dass sich trotz aller Vorbereitungen so vieles der Kontrolle entzieht, wenn man auf dem Berg ist. Da ist nicht nur das Wetter, auch die Gletscherspalten und die Lawinengefahr sind allgegenwärtig. Man kennt das Team kaum, mit dem man unterwegs ist, weiß gar nicht, wer sich noch auf dem Berg befindet. Das an sich ist schon eine große Gefahr! Als Schriftstellerin habe ich auf dem Berg an die verschiedenen Geschichten gedacht, die es dort gibt. Die Geschichten der Menschen, die um mich herum waren. Aber ich habe mir auch Gedanken darüber gemacht, was passieren würde, wenn einer dieser

Menschen eine größere Gefahr für uns wäre, als wir uns vorstellen konnten. Das war meine eigentliche Inspirationsquelle. Und ich habe mich tatsächlich in der Todeszone, also jenseits der siebentausend Höhenmeter, hingesetzt und ein paar Sätze aufgeschrieben.

Warum und wie haben Sie mit dem Bergsteigen begonnen?

Ich weiß noch, wie ich zum ersten Mal einen Aichtausender erblickte. Die schiere Größe raubte mir den Atem! Damals befand ich mich an einem Scheideweg in meinem Leben. Ich war allein nach Nepal gekommen, meine Scheidung war gerade durch, und meine Schriftstellerkarriere dümpelte vor sich hin. Ich brauchte eine neue Richtung. Aber bis ich die gefunden hatte, ging ich zu Fuß. Ich lief und lief und lief, wanderte große Strecken. Gehen fühlte sich so natürlich an. Es war das Einzige, was ich wirklich tun konnte. Es half mir, wieder in meinem Körper anzukommen und brachte mich zugleich an Orte, die ich nie für möglich gehalten hätte. Es weckte Kräfte, von denen ich nicht gewusst hatte, dass ich sie in mir trug. Damals, als ich die ersten Schritte in Nepal machte, hatte ich keine Ahnung, dass ich nur zwei Jahre später auf dem Gipfel genau dieses ersten Berges stehen würde: dem Manaslu. Meine Füße brachten mich letztendlich bis in die Todeszone.

Wie haben Sie sich auf die Besteigung eines Aichtausenders vorbereitet?

Die Vorbereitung dauerte mehrere Jahre. Mein erster Gipfelsieg war der Toubkal in Marokko. Wir erreichten den Gipfel bei Sonnenaufgang am Neujahrstag, und ich war einfach so überwältigt von der Schönheit der Berge, dass ich weitermachen wollte. Dann wurde ich von Nims Purja eingeladen, an seinem »Project Possible« teilzunehmen. Er wollte dreizehn der vierzehn höchsten Gipfel der Erde innerhalb eines Jahres besteigen, und am Manaslu sollte ich ihn begleiten. Ich musste die Gelegenheit beim Schopf packen! Während der Vorbereitung auf die Besteigung des Manaslu habe ich viel trainiert. Es war eine Menge

harter Arbeit, viel Klettern im Snowdonia-Nationalpark in Wales. Eine große Herausforderung war es überraschenderweise, die gesamte Ausrüstung zusammenzubekommen. Vor allem, weil viele Ausrüstungsgegenstände für Männer und nicht für Bergsteigerinnen gemacht sind. So sind alle meine Stiefel und auch mein Gipfelanzug eigentlich für einen Mann angefertigt.

Wie ist es, eine Frau im Bergsport zu sein?

Ja, es ist schwierig, Bergsteigerin zu sein. Vor allem, weil es ein sehr männerdominierter Sport ist. Ich war die jüngste Kanadierin, die den Manaslu bestiegen hat. In der Tat war ich eine von nur sechs kanadischen Frauen in der Geschichte, die je versucht haben, diesen Berg zu besteigen. Das zeigt, wie wenig Frauen in diesem Sport aktiv sind. Besonders beeindruckt hat mich eine der Teilnehmerinnen meiner Manaslu-Gruppe: Stefi Trugoet. Sie hat den Berg ohne zusätzlichen Sauerstoff bestiegen und ist eine meiner Inspirationen. Es gibt zum Glück immer mehr großartige Bergsteigerinnen, zu denen man aufschauen kann.

Was hat Sie bei der Besteigung des Manaslu am meisten überrascht?

Dass der Aufstieg sehr schwer werden würde, war mir klar. Tatsächlich stellte aber auch der Abstieg vom Gipfel eine große Herausforderung dar, weil man schon so erschöpft ist. Man denkt, man hat es geschafft und die ganze harte Arbeit ist getan, aber in Wirklichkeit ist die harte Arbeit erst zur Hälfte erledigt, man muss auch noch den ganzen Weg nach unten schaffen. Tatsächlich bin ich beim Abstieg ziemlich schwer gestürzt. Das war einer der schrecklichsten Momente für mich. Ohne die Sicherung durch das Fixseil wäre das wahrscheinlich mein Ende gewesen.

Man könnte also sagen, der Manaslu hat Ihr Leben verändert?

Ja, durchaus. Dort oben fand ich schließlich Inspiration für mein Schreiben. »Die Luft ist zwar da, aber sie tut nicht das, was sie tun soll.« Das habe ich auf

über achttausend Höhenmetern in ein kleines Notizbuch geschrieben, als ich schon etwas hypoxisch war. Ich wollte dieses Gefühl der Atemlosigkeit einfangen. Sie ist der Preis, den man für den Besuch auf dem Dach der Welt zahlt. Natürlich ist Bergsteigen mit Risiken verbunden. Es gibt Gefahren, die man auch mit noch so viel Vorbereitung nicht verhindern kann. Der Berg ist unberechenbar. Wetter, Schnee, Eis, Fels – das erfordert höchste Konzentration. Man legt sein Leben in die Hände des Teams. Menschen, die sich erst seit wenigen Wochen kennen, sind nun abhängig voneinander. Nur ein abtrünniger Teamkollege... In der Realität sind die meisten der Menschen, denen man beim Bergsteigen begegnet, aber wirklich wunderbar. Die Bande, die man während einer Expedition knüpft, sind felsenfest.

In der Tat unterscheidet sich das Bergsteigen in vielerlei Hinsicht gar nicht so sehr vom Schreiben eines Romans. Auch beim Schreiben gibt es ein Risiko! Um etwas Wahres zu finden, um etwas zu schreiben, das nachhallt, muss man tief graben, Wunden wieder aufreißen, von denen man dachte, sie seien verheilt. Man muss seine Gedanken und sein Handeln hinterfragen. Ein Roman erfordert Hingabe, Geduld und Disziplin. Anstatt einen Fuß vor den anderen zu setzen, muss man ein Wort nach dem anderen schreiben. Und es ist wie beim Bergsteigen: Wenn man das Risiko eingeht, wenn man die Strapazen erträgt, das Unbekannte meistert, den Prozess respektiert – dann kann die Belohnung größer sein, als man es sich je vorgestellt hat.



LESEPROBE

Prolog

Gipfelsturm

Atmen, Cecily.

Eisige Luft strömte in ihre Lunge. Merkwürdig. Als sie sich ausgemalt hatte, wie es wäre, hier oben zu atmen, hatte sie angenommen, es würde sich anfühlen wie Ersticken. Wie wenn sich ihr die Kehle zuschnürte. Vielleicht irgendwie noch wie Ertrinken.

Aber so war es nicht.

Sie spürte, wie ihr der Wind in das winzige Fleckchen entblößter Haut zwischen Sturmhaube und Brille biss, dann eine heftigere Bö, die sie in die Knie zu zwingen drohte.

Luft gab es hier, sie leistete nur nicht, was sie leisten sollte.

Sie war unendlich müde. Während sie sich weiter durch den Schnee vorankämpfte, gehorchten die Muskeln ihr kaum noch. Und nicht nur die Muskeln – auch das Blut. Die Lunge. Das Gehirn.

Im Grunde war es ganz einfach: Es war nicht genug Sauerstoff in der Luft, kaum noch ein Drittel dessen, woran ihr Körper gewöhnt war. Dem Höhenmesser an ihrem Handgelenk zufolge war sie immer noch jenseits der achttausend Meter. In der Todeszone.

Ihr Herz hämmerte wie wild. Sie warf einen Blick über die Schulter. *War er noch da?* Sie blieb stehen. Eine gekrümmte Silhouette ein paar Meter höher, seine schweren Schritte, die durch die Schneekruste brachen, die ihr folgten, die ihr nachjagten ... Sie kniff die Augen zusammen. Das war nur der Schatten einer Wolke auf der Bergflanke.

Ohne hinreichend Sauerstoff im Gehirn konnte sie nicht einmal mehr ihren Augen trauen.

Kommt er doch? Oder wartet er schon weiter unten?

Sie hätte es nicht für möglich gehalten, dass ihr Herz noch schneller schlagen konnte, aber es galoppierte in ihrer Brust. Auch ihre Atmung ging schneller, sie hechelte in der dünnen Luft. Ihr Blick verschwamm, und ihr war schwindlig.

Was spielte es noch für eine Rolle, ob er über oder unter ihr war?

Um *ihn* würde es später noch gehen. Jetzt ging es ums Überleben.

Sie arbeitete sich so schnell voran, wie ihr Körper es zuließ. Ein einziger Fehltritt, und sie würde tausend Meter tief abstürzen. Unterdessen trieben Phantomschritte sie von hinten an.

Sie musste wieder nach unten kommen.

Und sie würde es ganz allein schaffen müssen.

Entwurf 1 Fourteen clean – Porträt eines Ausnahme-Alpinisten

Von Cecily Wong

Auf Meereshöhe ist Charles McVeigh ein Mann wie jeder andere. Doch in der Todeszone – jenseits der achttausend Meter – wird er zum Übermenschen.

Als er am [Datum einfügen] auf dem Gipfel des Manaslu stand, hatte er erreicht, was die wenigsten für möglich gehalten hätten: In weniger als einem Jahr hat er ohne künstlichen Sauerstoff und Sicherung die vierzehn höchsten Gipfel der Welt bezwungen und so seinen Titel als erfolgreichster lebender Bergsteiger der Welt verteidigt.

Was aber noch viel beeindruckender ist als seine Gipfelsiege: die riskanten Rettungsmanöver, die er unterwegs unternommen hat. Auf dem Dhaulagiri, dem dritten Berg auf seiner Liste, gehörte er dem Trupp an, der zwei italienische Brüder aufspürte, die oberhalb von Lager vier zusammengebrochen waren. Einen Bruder konnte er retten, der andere erlag seinen Verletzungen.

Dass er auch nur einen von ihnen retten konnte, nachdem die beiden in eisiger Kälte und bei zu dünner Luft die Nacht draußen verbracht hatten, grenzt an ein Wunder.

Keiner von ihnen hätte überlebt, wenn Charles während des Abstiegs nicht immer noch Kraft gehabt hätte kehrtzumachen und aus Lager drei abermals aufzusteigen. Der Rest des Rettungsteams brauchte annähernd vierzehn Stunden, um aufzuschließen. Sie wären zu spät gekommen. Neben weiteren am Everest, Broad Peak und auf dem Cho Oyu hat diese jüngste Rettungsaktion Charles vollends in den Fokus der medialen Aufmerksamkeit gerückt.

Aber was genau treibt einen Mann an, sich solch extremen Gefahren auszusetzen? Ich hatte das Glück, Charles bei seinem letzten Gipfelsturm auf den Manaslu zu begleiten und ihm genau diese Frage zu stellen. [Interview anhängen, sobald ich's habe!]

Kapitel 1

In ihrem beengten Hotelzimmer ein gutes Stück oberhalb der gebetsfahngeschmückten Gassen von Thamel, dem Touristenviertel Kathmandus, klappte Cecily ihren Laptop zu. Der Einstieg für ihren Artikel saß noch nicht richtig, aber dass sie im Vorfeld wenigstens etwas vorformuliert hatte, beruhigte ihre Nerven. Immerhin war es bei Weitem leichter, ein schwaches Intro in Form zu bringen, als eine leere Seite vor sich zu haben. Sie hatte immer geglaubt, die leere Seite wäre ihre Angstgegnerin. Doch dank Charles McVeigh hatte sie jetzt etwas noch viel Furchterregenderes vor sich. Die Todeszone am achthöchsten Berg der Welt. Nach ihrem Ausflug ins *Tom & Jerry's* am Vorabend brummte ihr der Schädel. Sie hatte eigentlich nicht viel trinken wollen, doch einer der Neuen – Zak aus den USA – hatte Runde um Runde spendiert, und für diese vertrauensbildende Maßnahme schien ihr ein Kater ein geringer Preis zu sein. Für die Expedition sollte sie in Topform sein, und doch war sie bereits jetzt aus dem Gleichgewicht geraten.

Als es laut an der Zimmertür klopfte, war sie mit einem Satz auf den Beinen. Sie machte auf und winkte den Expeditionsleiter, Doug Manners, und seinen Sirdar – den Sherpa-Anführer – Mingma Lakpa herein. Die beiden hatten Cecily tags zuvor am Flughafen abgeholt. Sie hatte Doug an seinem silbergrauen Haar über der hochgebirgsgegerbten Haut sofort erkannt. Heute jedoch ließ er die Schultern hängen und wirkte müde – kein bisschen wie der wagemutige Bergsteigerpionier und Held der britischen Bergsteigercommunity, wie sie ihn sich vorgestellt hatte. Sie hatte einiges über seine Erfolge im Hochgebirge gelesen: fünf Everest-Besteigungen, sowohl über die Süd- als auch die Nordroute, und diverse Erstbesteigungen der weniger bekannten Gipfel im Karakorum und in den Anden. Er war jahrelang Bergführer für eine der besten kommerziellen Expeditionsagenturen gewesen, Summit Extreme, ehe er seine eigene Firma, Manners Mountaineering, gegründet hatte. Zudem war er bekannt für seine nüchterne Art und für höchste Sicherheitsstandards.

Neben ihm wirkte Mingma auf den ersten Blick schwächling, allerdings wusste sie, dass er bereits fünfzehnmal auf dem Gipfel des Everest gestanden hatte. Cecily konnte kaum fassen, wie todesmutig und eisern man sein musste, um so etwas zu schaffen.

»Alles bereit?«, fragte Doug.

»Ich glaube schon.« Sie schlug ihr Notizbuch mit der eingeklebten Ausrüstungsliste auf, während er die ordentlich aufgereihten Gegenstände auf dem Doppelbett inspizierte. Am Morgen hatte sie alles, was sie hatte besorgen müssen, dutzendfach durchgesehen und sorgfältig abgehakt. Sie hatte nichts vergessen. Nichts verschlampt.

Diesmal, an diesem Berg, wollte sie für alles gewappnet sein.



UND ES IST NICHT BLOSS DEIN EIGENES LEBEN, DAS DU DORT OBEN RISKIERST.

»Alles klar heute Morgen?«, fragte Mingma augenzwinkernd. Er hatte ihr am Vorabend zurück ins Hotel geholfen, indem er den nepalesischen Taxifahrer gelotst hatte.

»Klar, alles gut.« Sie nötigte sich ein Grinsen ab, und er tätschelte ihr den Arm, ohne weiter auf das Thema einzugehen.

Unterdessen nahm Doug ihr Equipment genau in Augenschein. Er hob einen Schuh an, um die Sohle zu mustern – einen ihrer riesenhaften, dreilagig verarbeiteten, Achttausender-tauglichen Expeditionsbergschuhe mit wespengelben Gamaschen, die ihr bis zu den Knien reichten. Das Paar war brandneu, noch ungetragen. Die Schuhe wären entscheidend, wenn es darum ging, ihre Zehen in der extremen Kälte vor Erfrierungen zu schützen. Allerdings waren sie auch so groß, dass sie mehrere Innensohlen einlegen musste. Fast die komplette Ausrüstungspalette für Extremtouren – von Expeditionsanzügen bis hin zu den Schuhen – war für Männer gemacht, und sie hatte alles auf ihre Bedürfnisse anpassen müssen.

»Danke euch beiden, dass ich bei dieser Expedition dabei sein darf«, sagte sie. »Muss komisch sein, Kundenschaft dabei zu haben – ich weiß, ihr habt bislang ausschließlich Charles bei seiner Mission unterstützt.«

»Ist uns ein Vergnügen.« Mingmas spärlicher Schnurrbart schien ihn unter der Nase zu kitzeln. Er schmunzelte. Seine Herzlichkeit stand in scharfem Gegensatz zu Dougs Grummelei. Die Falte auf seiner Stirn wurde immer tiefer, als er die Schuhe beiseitelegte und den Eispickel mit dem orangefarbenen Schaft und ihren Sicherungsgurt inspizierte.

»Ich hoffe, der ist okay«, sagte sie. »Ich habe gegoogelt, welcher der beste ist, und der hatte gute Bewertungen ...«

»Der wird ausreichen. Einer mit Clips an den Beinschlaufen wäre besser gewesen.«

Ihr stieg die Röte in die Wangen. »Oh. Das hab ich nicht gewusst.«

»Dann hättest du fragen sollen – Google rettet dich nicht aus achttausend Metern.« Vorsichtig, um die Schlaufen nicht zu verdrehen, legte er den Gurt zurück aufs Bett. »Wenn ich eine Expedition anführe, nehme ich normalerweise nur Leute mit, die ausreichend Erfahrung haben. Du weißt nie, wann sich der Berg gegen dich wendet. Und es ist nicht bloß dein eigenes Leben, das du dort oben riskierst.«

»Das hat mich mein letzter Gipfelversuch gelehrt.« Sie unterdrückte einen Schauer. »Ich habe online etwas darüber geschrieben – keine Ahnung, ob du gesehen ...«

Doug sah sie ausdruckslos an. »Was im Internet steht, interessiert mich nicht.«

»Oh. Natürlich nicht. Ich dachte nur, du hättest es vielleicht gesehen, weil Charles meinte, er habe mich nur deshalb eingeladen.« Dass sie es überhaupt angesprochen hatte, war ihr unangenehm, gleichzeitig war sie froh darüber. Immerhin eine Person aus dem Team, die ihren berühmt-berüchtigten Blogbeitrag »Dem Aufstieg nicht gewachsen« nicht gelesen hatte – den Text über ihre anhaltende Unfähigkeit, die Gipfel der Berge zu erreichen, die sie in Angriff nahm. Am Vorabend hatte Zak, kaum dass er begriff, wer sie war, darauf bestanden, gleich die nächste Runde Schnaps auszugeben.

»Sieht alles in Ordnung aus. Dann muss ich jetzt nach den anderen sehen«, sagte Doug. »Wenn du gepackt hast, lass die Taschen einfach hier im Zimmer stehen. Mingma bringt sie nach unten. Treffen ist um Punkt elf in der Lobby. Von dort geht es zum Flugplatz.«

Cecily straffte die Schultern. »Verstanden.« Sie ließ den Blick über die Ausrüstung schweifen, die sie gleich würde zusammenpacken müssen. Für die Sachen war ihr gesamtes Erspartes draufgegangen. Alles, was sie besaß, lag auf diesem Bett. Sie fing Mingmas Blick auf. »Glaubst du, es ist zu viel?«

Er lachte. »Du solltest Mister Zaks Liste sehen! Ich glaube, der will ein Album mit Kinderfotos hoch zum Gipfel bringen. Was hast du dabei?«

Sie kaute auf ihrer Unterlippe. »Um ehrlich zu sein, habe ich so weit noch gar nicht gedacht ...«

»Nicht?« Überrascht riss er die Augen auf. »In Thamel verkaufen sie überall Flaggen. Weshalb besorgst du dir nicht noch eine? Ein bisschen Zeit hast du noch.«

»Wirklich? Gute Idee. Danke, Mingma! Ich mache mich gleich auf den Weg, sobald ich hier fertig bin.«

Er neigte den Kopf und folgte Doug nach draußen. Cecily legte ihre Kleidung in Packsäcke, schob sie in ihre Tasche und ging die komplette Liste ein letztes Mal durch.

»Gipfelflagge« stand nicht mit drauf. Trotzdem sollte sie etwas mit hinaufnehmen, was sie auf dem obligatorischen Gipfelfoto in der Hand halten könnte. Warum hatte sie daran nicht eher gedacht?

Als sie nach draußen und in Richtung der trubeligen Gassen lief, lag die Antwort auf der Hand.

Weil du nicht daran glaubst, dass du es schaffst.

Kapitel 2

Mit einem kleinen Union Jack im Hosentaschenformat kehrte Cecily ins Hotel zurück. Im selben Moment, da die Türen aufgingen, hielt ihr jemand ein Handy vors Gesicht. »Und guckt mal«, rief Zak, »hier kommt meine Mitstreiterin!«

Sie hatte ihn gegoogelt, sobald sie aus der Kneipe ins Hotel zurückgekehrt war. Wie sich herausgestellt hatte, war er Geschäftsführer von TalkForward, einem Hightech-Kommunikationsunternehmen mit Sitz in Petaluma, Kalifornien.

»Sag Hallo, Celia!«

»Ich heiße Cecily«, gab sie zurück und hob die Hand zum Gruß. Auf dem riesigen Handydisplay drängelten sich zwei strahlende blonde Kinder.

Zak legte Cecily den Arm um die Schultern und zog sie an sich, sodass sie beide in die Handkamera schauten. »Hab wohl immer noch Jetlag ... Kinder, das hier ist Cecily. Sie ist Starjournalistin und schreibt eine Reportage über Charles.«

Bei der Bezeichnung – Starjournalistin? wohl kaum! – winselte Cecily innerlich, aber sie widersprach ihm auch nicht, und Zak schien gar nicht zu bemerken, wie unwohl sie sich fühlte.

»Der Bergmann!«, rief der Jüngere auf dem Handydisplay.

»Ganz genau, Buddy. Unser Himalaja-Held. Okay, Leute, hab euch lieb, aber ich muss jetzt auflegen. Der Berg wartet auf mich!« Er drückte den Anruf weg und atmete vernehmlich aus. »Komische Vorstellung, dass das hier womöglich das letzte Gespräch dieser Art für eine ganze Weile war. Hast du deine Familie schon angerufen?«

»Ich glaube ehrlich gesagt, die wollen lieber erst von mir hören, wenn ich wieder heil unten bin.«

»Verstehe ... Ach, guck mal, wer da kommt!« Zak zeigte über ihre Schulter hinweg zu den Aufzügen. »Ist das nicht Charles?«

Cecily drehte sich um und hatte sofort ein flaes Gefühl im Bauch. »Das ist er.«



KOMISCHE VORSTELLUNG, DASS DAS HIER WOMÖGLICH DAS LETZTE GESPRÄCH DIESER ART FÜR EINE GANZE WEILE WAR.

Charles McVeigh wäre in jeder anderen Umgebung unschwer zu erkennen gewesen. Aber selbst hier, in einem Hotel voller Bergsteiger, die sich auf ihre Expeditionen vorbereiteten, stach er aus der Menge heraus. Er war groß und muskulös und somit anders als die meisten anderen, die eher drahtig waren. Er trug eine himmelblaue Daunenjacke mit aufappliziertem



GLAUBST DU WIRKLICH, DASS DU DAS SCHAFFST?

TalkForward-Logo am Oberarm sowie seinen Initialen – CM, wobei das M aussah wie ein stilisierter Bergzug – auf Jackenbrust und Baseballkappe.

Neben ihr richtete Zak sich zu voller Größe auf – doch selbst so reichte er Charles gerade bis zur Schulter. Trotzdem konnte sie insgeheim verstehen, warum er sich aufplusterte. In der Bergsteigercommunity war Charles McVeigh ein Promi – mit dem Potenzial, Geschichte zu schreiben. Er war drauf und dran, als Erster ein schier unmögliches, bislang nie erreichtes Kunststück zu vollbringen: Er wollte sämtliche vierzehn Achttausender der Welt im Alpinstil und ohne Flaschensauerstoff besteigen, und das binnen eines einzigen Jahres.

Er nannte es seine »Mission Fourteen clean«.

Die meisten Bergsteiger – wie Cecily, Zak und der Rest der Gruppe – setzten auf den sogenannten Expeditionsstil. Sie würden jede Hilfe in Anspruch nehmen, die sie kriegen konnten – Hochträger, mit Fixseilen und Leitern versicherte Pisten, Essenszelte, Sauerstoffflaschen, eine gründliche Akklimatisierung, je einen eigenen Sherpa am Berg –, damit sie sicher auf den Gipfel und wieder nach unten kämen. Er hingegen würde ohne jede Hilfe unterwegs sein. Bergsteigen in Reinform.

Charles war im Übrigen auch der einzige Grund, warum Cecily überhaupt in Kathmandu war. Er hatte ihr ein Exklusivinterview in Aussicht gestellt, sobald er seine Mission vollendet hätte. Dieses Interview wäre bei Weitem das Größte, was sie je veröffentlicht hatte. Damit wäre ihre Karriere gesichert.

Bei seinem Anblick kramte sie sofort Notizbuch und Stift hervor – und sie musste daran denken, wie aufgeregt ihre Redakteurin gewesen war, als Cecily ihr von der Interviewzusage berichtet hatte. Für *Wild Outdoors* wäre das Exklusivinterview mit dem berühmtesten Bergsteiger der Welt ein Riesencoup.

Erst nach und nach hatten Michelle Zweifel beschlichen. »Glaubst du wirklich, dass du das schaffst?«

Cecily war überzeugt, dass ihre Auftraggeberin sich insgeheim wünschte, jemand wie James – Cecily's Ex und viel gepriesener Abenteuer- und Reisereporter – hätte die Geschichte übernommen. Doch stattdessen war Cecily damit betraut worden – ausgerechnet die Person, die noch am ehesten dafür bekannt war, dass sie keine Gipfel bestieg. Und Charles hatte eine ganz wesentliche Bedingung gestellt.

Sie musste mit ihm erst den Gipfel des Manaslu besteigen.



ERSCHEINT AM:

28-07²²



17,00 € | D

17,50 € | A

512

SEITEN

AMY
McCULLOCH

DER AUFSTIEG –
IN EISIGER HÖHE
WARTET DER TOD

Klappenbroschur

ISBN 978-3-492-06343-2

Bestellen Sie Ihr digitales

Leseexemplar zum

Erscheinungstermin auf

piper.de/leseexemplare oder

schreiben Sie eine E-Mail an:

sales_reader@piper.de

(BuchhändlerInnen)

press_reader@piper.de

(Presse)

NEHMT UNS ENDLICH ERNST!

»Es geht ein Riss durch die Gesellschaft zwischen Alt und Jung. Wir haben gezeigt, dass wir verantwortungsvoll sind, geduldig und rücksichtsvoll. Aber irgendwann reicht es, wenn nichts oder nur wenig zurückgegeben wird. Wir sind die politische Vernachlässigung und die gesellschaftliche Respektlosigkeit leid. Dieses Buch verleiht der jungen Generation eine Stimme.«



LESEPROBE

Kinder und Jugendliche werden in Deutschland systematisch benachteiligt. Wir werden von den Erwachsenen, vor allem von jenen mit Einfluss, nicht etwa geschützt, wie man das von einer Gesellschaft erwarten würde. Wir werden nicht ermächtigt. Nein, stattdessen werden wir kleingehalten, bevormundet und, ja, ausgebeutet. Nichts anderes ist es, was gerade wirtschaftlich, politisch und gesundheitlich im großen Stil passiert.

Wir spüren die erdrückende Last einer zahlenmäßigen Überlegenheit der Älteren. Und während wir einerseits nicht ernst genommen werden, während wir keine Stimme haben bei den Themen, die uns selbst betreffen, bürdet man uns andererseits die Lösung vieler Probleme auf, mit denen die Alten nicht klar kommen, die die Alten erst geschaffen haben.

Es geht ein Riss durch die Gesellschaft zwischen Alt und Jung. Wir haben gezeigt, dass wir verantwortungsvoll, geduldig und rücksichtsvoll sind. Aber irgendwann reicht es, wenn nichts oder nur wenig zurückgegeben wird. Wir sind die politische Vernachlässigung und die gesellschaftliche Respektlosigkeit leid. Erwachsene, ihr lasst uns im Stich!

Ich bin 18 Jahre alt und mache dieses Jahr mein Abitur, oder versuche es jedenfalls. Vor vier, fünf Jahren habe ich angefangen, mich aktiv für Politik zu interessieren. Der Gedanke von sozialer Gerechtigkeit treibt mich seither an. Auch für Nachhaltigkeit und Klimaschutz engagiere ich mich. Und wenn sich auf Fridays-for-Future-Demonstrationen niemand findet, der eine Rede halten kann, dann schüttele ich dort einen Poetry-Slam aus dem Ärmel – normalerweise ist es etwas Wütendes über Politiker, die nichts auf die Reihe kriegen. Auch für die Black-Lives-Matter-Bewegung habe ich mich als Tochter einer indonesischen Mutter und eines deutschen Vaters engagiert. Nach der Schule möchte ich Politikwissenschaften studieren.

Mit diesem Buch verleihe ich meiner Generation eine Stimme. Denn unsere Stimme wurde bisher überhört. Und der Konflikt zwischen den Generationen spitzt sich unterdessen immer weiter zu.

Ich stehe jeden Tag im Austausch mit älteren Generationen. Mein Vater ist 1936 geboren, er wurde kürzlich 85. Wir sprechen viel über die unterschiedlichen Perspektiven, die wir auf diesen Generationenkonflikt haben. Aber genau dieser Austausch zwischen den Generationen, der fehlt mir auf gesellschaftlicher Ebene, auf politischer Ebene. Es gibt viel zu viele Stereotypen, die nicht überprüft und korrigiert werden können. Wir Jugendlichen fühlen uns zum Beispiel von älteren Generationen vorverurteilt als wohlstandsverwahrlost, partywütig und faul.

Als ich den Artikel „Zählt nicht länger auf unsere Selbstlosigkeit!“ in der Zeit veröffentlichte, habe ich gemerkt, dass es ganz viele andere gibt, denen es auch so geht wie mir. Ich habe unfassbar viele Kommentare bekommen von Jugendlichen und ihren Eltern, die zum Teil auch aus ganz anderen Umfeldern als ich kommen. Viele haben sich von mir verstanden gefühlt und sich dafür bedankt, dass ich auch ihre Position öffentlich gemacht habe.

Es gab aber auch viele Stimmen, die mich gefragt haben, was ich mir dabei denke, den Älteren so wenig Respekt entgegenzubringen und die Kriegsgeneration anzugehen. Das waren in der Regel verbitterte Kommentare von Leuten, die nicht Bescheid wissen über die Situation, in der man sich jetzt mit 15, 20 oder 30 Jahren befindet. Natürlich waren die auch alle einmal in meinem Alter. Aber ich denke nicht, dass sie sich noch daran erinnern können, wie man sich da fühlt. Ich finde es nicht fair, das Leid gegeneinander aufzuwiegen, um uns zum Schweigen zu bringen.

Deshalb werde ich meine Stimme erneut erheben und diesmal nicht nur über die Ungerechtigkeiten zwischen Alt und Jung während der Coronapandemie sprechen. Während der Pandemie wurde letztendlich besonders sichtbar, was eigentlich ein viel tieferes Problem ist. Die strukturelle Benachteiligung von uns Jugendlichen; die Missachtung unserer Rechte gab es schon vorher und es wird sie auch danach weiter geben, wenn wir nicht endlich gehört werden.

Wie die Politik uns übergeht

Zur Bundestagswahl durfte ich nicht wählen. Dabei war diese Wahl so unglaublich wichtig. In den nächsten Jahren wird unsere Zukunft verhandelt, aber wir sind am Verhandlungstisch leider nicht dabei.

„No taxation without representation.“ Das war eine zentrale Forderung bei der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung. Viele von uns Jugendlichen sind heute in der gleichen Situation: Wir arbeiten und zahlen Steuern, dürfen aber wie der Rest der unter 18-Jährigen noch nicht wählen. Laut einem Bericht in der Wirtschaftswoche im Mai 2021 haben unter 18-Jährige im Jahr 2016 rund 163 Millionen Euro Steuern gezahlt. Die größte Gruppe dieser Steuerzahler sind Angestellte, der größte Anteil kam von Jungunternehmern. Wir sollen gern leisten, dem Staat abgeben, aber dürfen nicht mitbestimmen, wofür dieses Geld dann ausgegeben wird? Den Amerikanern jedenfalls war diese Ungerechtigkeit Grund genug, um einen Krieg mit der britischen Krone einzugehen.

Apropos Ungerechtigkeit: Dass Kinder- und Jugendrechte kein Teil des Grundgesetzes sind, ist vor diesem Hintergrund besonders verwerflich. Es ist noch gar nicht lange her, da ist der Versuch unter der Großen Koalition gescheitert, die Kinder- und

Jugendrechte ins Grundgesetz zu schreiben. Wir haben bereits durch Fridays for Future klargemacht, dass unsere Probleme von denen, die jetzt gerade am Ruder sitzen, nicht angegangen werden. Gerade da wir noch nicht wählen dürfen, brauchen wir Schutz und Selbstbestimmung, die im Grundrecht verankert sind.

Das Traurige ist aber: Selbst wenn wir das Recht gehabt hätten zu wählen, hätte ich mich nicht entscheiden können, wen ich wählen soll. Denn keine Partei spricht mich, spricht uns Jugendliche und unsere Belange zur Genüge an. Eben weil wir nicht wahlberechtigt sind, spielen wir in den Wahlprogrammen auch kaum eine Rolle. Die Programme wurden über unsere Köpfe hinweg gemacht. Wenn wir wählen dürften, dann wären wir eine Interessensgruppe, die im Wahlkampf wichtig wäre und angesprochen würde. Dann würden auch Wahlversprechen gemacht, die auf unsere Stimmen abzielen. Und was schon in den Wahlprogrammen nicht versprochen wird, wird dann auch erst recht nicht umgesetzt werden.

Alte machen Politik für Alte. Und viele Entscheider in der vergangenen Bundesregierung haben keine Kinder. Vielleicht liegt es auch ein bisschen daran. Natürlich kann man es nicht nachvollziehen, wie sich Kinder und junge Menschen fühlen, wenn man keinen Kontakt zu ihnen hat.

In meinem Buch rechne ich mit den verschiedenen Parteien ab, die da große Lücken haben, wo sie eigentlich unsere Interessen vertreten sollten. Kohleausstieg? Viel zu spät! Wir müssten da ja schon bis 2030 raus sein. Umstieg auf erneuerbare Energien? Auch da ist noch nichts Wesentliches getan, und die Planung sieht viel zu spätes Handeln vor. Es heißt, die Wirtschaftsstrukturen sind über viele Jahrzehnte so gewachsen und können nicht so schnell über den Haufen geworfen werden, ohne Arbeitsplätze zu opfern.




AUCH DAS DESASTER IN AFGHANISTAN HAT DAS VERTRAUEN DER WELT UND DER JUGEND IN DIE WESTLICHEN DEMOKRATIEN ZUTIEFST ERSCHÜTTERT.

Das ist doch eine Rechtfertigung, die aus der Luft gegriffen wird. Schon seit den Achtzigerjahren weiß man, dass es den Klimawandel gibt. Das war vor vier Jahrzehnten. Es wurde damals bereits in den Medien darüber berichtet. Und trotzdem hat man den Umstieg viel zu spät erst angepackt. Es jetzt noch weiter nach hinten zu verschieben ist fahrlässig.

Aber nicht nur innenpolitisch, auch außenpolitisch wird uns gerade die Zukunft verbaut. Denn heute werden die Grundlagen dafür gelegt, wie Länder und Menschen in Zukunft miteinander umgehen. Meine Generation wird auf dieser Grundlage erwachsen werden müssen. Die internationalen Beziehungen sind eine Frage unserer Zukunft. Und man kann ganz klar sehen, dass die internationale Zusammenarbeit in der letzten Zeit nicht gut funktioniert hat. In der Corona-Krise ging die Impfquote fast auf dem gesamten afrikanischen Kontinent gegen null, als in Deutschland die Impfstoffe bereits verfallen sind, weil es nicht genug Impfwillige gab.

Die Verzweiflung der Schwellenländer, das Gefühl in der Pandemie allein gelassen zu werden, habe ich auch durch meine eigene Familie mitbekommen. Vor drei Jahren war ich das letzte Mal in Indonesien, um meine Familie zu besuchen. Während der Pandemie waren wir die ganze Zeit angespannt. Denn wir wussten von vorneherein, es passiert irgendwann: Mein Opa, der über 70 Jahre alt ist, wird sich mit Corona infizieren. Das war klar, weil alte Menschen in Indonesien keine Chance auf eine Impfung hatten. Wir hatten die Sorge, dass es ihm schlecht gehen wird, dass er unter den Folgen leiden wird, es vielleicht nicht überleben wird. Eines Tages kam ich von der Arbeit nach Hause und habe meine Eltern gesehen, wie sie im Wohnzimmer saßen und schwiegen. Sie waren offensichtlich so entsetzt, dass sie nicht wussten, was sie sagen sollten. Als sie mir dann erzählt haben, dass mein Opa tatsächlich Corona hatte, war ich perplex. Obwohl ich wusste, dass es passieren würde, überwältigte es mich. Dass wir nicht bei ihm sein konnten, dass wir nichts für ihn tun konnten, dass er auf sich allein gestellt war, war das Schlimmste für mich. Und zu wissen, dass mein Opa am anderen Ende der Welt keine realistische Chance auf Hilfe hatte. Schwellenländer wie Indien und Indonesien hatten zu diesem Zeitpunkt zwar Impfstoffe, allerdings nur jene, die nicht wirkten, wie z.B. der chinesische. Und die wurden dann so verimpft, dass nur diejenigen mit Privilegien drankamen oder diejenigen, die arbeiten und eine Familie ernähren müssen.

Auch das Desaster in Afghanistan hat das Vertrauen der Welt und der Jugend in die westlichen Demokratien zutiefst erschüttert. Sind Bürokratie und die Angst vor Flüchtlingen die Werte, mit denen wir in Verbindung gebracht werden wollen? Meine Generation wird, was internationale Beziehungen angeht, eine schwere Hypothek haben, wenn wir soweit sind, die politischen Konflikte auszubaden, die uns jetzt eingebrockt wurden.

Wieso sollten wir also der Politik vertrauen, wenn sie uns ständig übergeht? Der wiederholte Vertrauensbruch führt unweigerlich zu einem Riss. Einem Riss zwischen Jugend und Politik, der immer tiefer klafft und sich nicht so einfach reparieren lassen wird.

Wie die Gesellschaft uns ausschließt

Der gigantische Generationenkonflikt, der sich durch Corona noch verstärkt hat, wirft nicht nur viele Probleme für uns, sondern für die Gesellschaft im Allgemeinen auf. Diese unfassbare Unterrepräsentation der Jungen, dieses schlechte Image, das man uns gegeben hat, führt auf gefährliches Terrain. Da war von den jungen Partymachern die Rede. Es ist nicht so, dass wir ständig Party machen. Bei der einzigen Party, die ich in den letzten zwei Jahren mitbekommen habe, waren verbotenerweise statt zwei Leuten drei da. Wir waren alle sehr diszipliniert. Und ich glaube, dass es ganz viele dringend nötig haben, jetzt mal wieder in den Club gehen zu können und die Sau rauszulassen. Wir haben uns so lange an die Regeln gehalten, aber es wurde uns nichts zurückgegeben. In Baden-Württemberg gibt es dieses Modellprojekt. Da gibt es einen Club, der an einem Test-Projekt teilgenommen hat. Man hat sich vorher und nachher testen lassen. Alle anderen Clubs sind aber zugeblieben, selbst als sie wieder aufmachen durften, weil sie Angst hatten, durch die Maßnahmen, die sie einhalten mussten, Umsatzverlust zu machen oder Ärger zu bekommen. Während die ältere Gesellschaft also wieder ihren alten Routinen nachgeht, hatten wir sehr lange keinen Ort, um einfach gemeinsam jung sein zu können.

Auch wichtige Rituale wurden uns genommen, die den Abschluss einer Lebensphase und den Beginn einer neuen markieren. Der allererste Abiball bei uns seit zwei Jahren fand in einer Sporthalle statt. Er war nichts Halbes und nichts Ganzes. Alle, die dabei waren, fanden es deprimierend. Ich bin betraut mit der Aufgabe für meine Klassenstufe, den Abiball auszurichten. Wir bangen alle, ob wir wirklich feiern können, dass wir mit der Schule fertig sind. Wir haben keine Gewissheit.

Soziale Kompetenzen zu lernen, das erfordert Begegnungen. Emotionale Intelligenz zu entwickeln ebenso. Während die großen Betriebe meist durchgearbeitet haben, hatten die Schulen, die Sportclubs, die Theatergruppen geschlossen. Meine Freunde konnten nicht im Sportverein Energie ablassen.

Ich hatte Bratschenunterricht von zuhause, Laptop an Laptop mit schlechter Soundqualität. Das Orchester, in dem ich eigentlich spiele, war geschlossen. Das war ein großer Einschnitt in mein Leben. Mir persönlich tut das besonders weh, weil ich demnächst Musik-Abi mache und mir fast ein halbes Jahr Unterricht fehlt.

Oder hier eine Szene, die sich wiederholt abgespielt hat und mir von ganz unterschiedlichen Bekannten erzählt wurde: Drei Jugendliche sitzen draußen an einem Tisch vor einer Kneipe oder auf einer Parkbank, die Polizei kommt und verhängt fix Bußgeld. Andere Szene: Ich habe von Erwachsenen gehört, die jeden Tag in den öffentlichen Verkehrsmitteln auf dem Weg zur Arbeit Leuten begegnet sind, die nicht richtig die Maske getragen haben. Nie waren Polizei oder Ordnungsamt vor Ort.

Man kann der Polizei natürlich nicht nachweisen, dass sie auf Jugendliche strenger geschaut hat als auf die Berufspendler, und da gibt es sicher auch Unterschiede. Aber subjektiv ist dieses Gefühl bei vielen aus meiner Generation hängen geblieben. Und es fühlt sich nicht gut an, das schwächste Glied in einer Gesellschaft zu sein, die Strenge vor allem nach unten weitergibt.




BESTIMMTE BEREICHE KENNEN WIR JUGENDLICHEN Z.B. VIEL BESSER ALS ÄLTERE GENERATIONEN.



UNSER SCHULSYSTEM STECKT UNS IN SCHUBLADEN.

Es gibt auch Kompetenzverlagerungen in der Gesellschaft. Bestimmte Bereiche kennen wir Jugendlichen z.B. viel besser als ältere Generationen. Welche Chancen Tik Tok und Co. den Älteren liefern, haben sie oft noch gar nicht begriffen. Aber wir werden ja auch nicht gefragt nach unseren Fähigkeiten und Kenntnissen. Dass Ältere auch von Jüngeren lernen können, ist bei vielen bisher nicht angekommen. Lieber beißen sie sich die Zunge ab, als uns um Rat zu fragen.

Wie die Schule uns aussieht

Auch wenn sich Details des Lehrplans gefühlt alle zwei Jahre ändern, so merken wir doch, dass sich unser Schulsystem seit vielen Generationen im Grunde nicht entwickelt hat. Vieles an Inhalten und Klassenstrukturen und Vermittlungsweisen ist original so, wie es unsere Eltern bereits erlebt haben. Dabei brauchen wir Unterstützung für die neuen Herausforderungen unserer Zeit. Fragt man Bundespolitiker, wie das Schulsystem verändert werden kann, dann hört man gleich, wie schwer das ist, denn es gibt da ja noch die Länder und unterschiedliche Kompetenzen. Kurz gesagt, es ist kompliziert. Das hört sich danach an, als würde unser Schulsystem auch für die nächsten Generationen noch so bleiben wie es ist. Es sitzt uns Schüler also einfach aus, wenn wir uns nicht dagegen wehren.

Unser Schulsystem steckt uns in Schubladen. Bereits in der Grundschule wird durch die Empfehlung, auf welche Schule wir später gehen sollen, eine Ausbildungshierarchie geschaffen, die wenig durchlässig ist. Ich wollte dieser Hierarchie und

den Schubladen eigentlich entgehen und eine Gemeinschaftsschule besuchen. Aber meine Eltern waren dagegen. Heute weiß ich, warum: Meine Bekannten, die auf Gemeinschaftsschulen gegangen sind, haben Entsetzliches über die dortigen Lernbedingungen erzählt.

Der Unterricht sollte viel stärker an zukünftigen Fragestellungen ausgerichtet werden. Was ist eigentlich wichtig für die Zukunft unserer Generation und was nicht? Am Gymnasium in Baden-Württemberg habe ich zwar viel gelernt, was das Bildungsbürgertum für eine ausgereifte Gesellschaft voraussetzt. Allerdings verändert sich die Welt. Zum Beispiel wäre wichtig gewesen, uns den Umgang mit Geld und Finanzen beizubringen. In einem Zeitalter, in dem neben Onlinebanking und digitalisierten Finanzströmen auch Kryptowährungen immer wichtiger werden, übersteigt das schnell den Horizont von vielen Erwachsenen. Wir wünschen uns Unterricht, der weniger eurozentristisch ist als bisher und stärker auf die Bedürfnisse, Wünsche und Stärken der Schülerinnen zugeschnitten ist. Wir wünschen uns einen einheitlichen Standard für den Abschluss, der transparent und fairer ist als jetzt.

Wenn wir Jobangebote sichten, dann sehen wir immer wieder, dass Teamfähigkeit später im Beruf gebraucht wird. Zuhören, aufeinander eingehen, die Gedanken des anderen weiterspinnen. Seine eigenen Interessen mit denen anderer zusammenbringen. Wie passt das mit unserer Art des Lernens zusammen, in der wir versuchen müssen, die anderen im Kampf um die besten Noten auszustechen?

Zudem hängt die Qualität des Unterrichts nach wie vor enorm von den einzelnen Lehrern ab, zu viele haben zwar ein wissenschaftliches Interesse an einem Fach, können aber mit Menschen nichts anfangen. Es ist jedes Jahr ein Glücksspiel. Aber wir müssen sogar dankbar sein für jede Sorte, denn wir haben ja jetzt schon zu wenig Lehrkräfte. Vermutlich ist es einfach gesellschaftlich zu wenig respektiert, seinen Lebenssinn in der Arbeit mit uns Jugendlichen zu finden. Kein Wunder bei dem gesellschaftlichen Stellenwert, den wir genießen.

ERSCHEINT AM:

01-09²²


**NEHMT
UNS
ENDLICH
ERNST!**

PIPER
ANANDA
KLAAR

**EIN AUFSCHREI
GEGEN DIE
ÜBERMACHT
DER ALTEN**



12,00 €ID
12,40 €IA

120

SEITEN

ANANDA
KLAAR

**NEHMT UNS
ENDLICH ERNST!**

**Ein Aufschrei gegen die
Übermacht der Alten**

Broschur
ISBN 978-3-492-31899-0

Bestellen Sie Ihr digitales
Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf
piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)



**AUSGEZEICHNET
MIT DEM NATIONAL
BOOK CRITICS CIRCLE
AWARD 2021 FÜR DEN
BESTEN ROMAN**

DIE LIEBES- LIEDER VON W.E.B. DU BOIS

Ailey Pearl Garfield ist vorlaut, und sie weiß, was sie will. Jeden Sommer reist das Mädchen nach Chicasetta im ländlichen Georgia, wo die Familie ihrer Mutter seit über 200 Jahren lebt. Dank ihres Onkels Root kommt sie nach Routledge, einem historisch Schwarzen College, setzt sich mit dem großen Denker W.E.B. Du Bois auseinander, sucht ihren Platz in der Welt. Um ihn zu finden, muss sie die Geschichte ihrer Familie verstehen, vom Sklavenhandel in Westafrika bis zu den Rassenunruhen ihrer Zeit. Als Nachfahrin von Schwarzen, Indigenen und Weißen trägt Ailey das Erbe der Unterdrückung und des Widerstands, der Gefangenschaft und Selbstermächtigung in sich – ein Erbe, das jede *Color Line* überwindet, so widersprüchlich und lebendig wie Amerika.

EIN TRIUMPHALES DEBÜT ÜBER SCHWARZE GESCHICHTE UND DAS AUFWACHSEN IM SÜDEN DER USA

Seit ich denken kann, war W.E.B. Du Bois Teil meiner intellektuellen Biografie. Mit 16 zog ich nach Great Barrington, Massachusetts, um dort das Bard College at Simon's Rock zu besuchen. Great Barrington ist der Geburtsort von Du Bois, und als ich zum Du-Bois-Scholar ernannt wurde, lernte ich, welche Bedeutung ihm in so vielen Bereichen zukam: Er war ein *Elder Statesman* der Afroamerikaner, ein hoch angesehener Historiker, ein Soziologe, eine Leitfigur der *Civil-Rights*-Bewegung und ein früher Vertreter dessen, was man einmal einen öffentlichen Intellektuellen nennen würde. Für viele ist er der Gründungsvater des modernen Schwarzen Amerikas. Sein Schreiben, seine Ambitionen, seine Verfehlungen und Errungenschaften grundieren Honorée Fanonne Jeffers' mitreißenden, meisterhaften Debütroman »Die Liebeslieder von W.E.B. Du Bois«.

Jeffers' ambitioniertes Werk ist durchsetzt mit hauchdünnen Spuren von Du Bois' Werk, einem Mann, dessen Leben und Schreiben förmlich pulsierte angesichts der Fragen nach dem Erbe der Schwarzen Geschichte Amerikas und dem Umgang mit seinem schuldbeladenen, komplexen Vermächtnis. Du Bois gehörte zu einer Gemeinschaft freier Schwarzer Landbesitzer, unter deren Vorfahren sich Afrikaner, Niederländer und Franzosen fanden. Die Frage der Vorfahren ist auch in den »Liebesliedern« allgegenwärtig, denn Jeffers entwirft mit großem Geschick die Geschichte einer Familie, deren Stammbaum freie Schwarze, versklavte Menschen, Schotten und andere weiße Kolonisatoren umfasst. (...)

Auf geschichtsträchtigem Boden in Georgia begegnen wir ihrer Heldin Ailey Pearl Garfield. Als Schwarze Frau im späten 20. Jahrhundert spürt Ailey jenes doppelte Bewusstsein, wie Du Bois es in Bezug auf die Rassenfrage beschrieben hat, sie spürt es aber auch in Bezug darauf, wie man sich mit einem Schwarzen Körper in Genderfragen verhält. Ailey verbringt einen Teil ihrer Zeit in einer Metropole, die nur »die Stadt« genannt wird, und einen anderen in Chicassetta, einem Ort auf dem Land, in dem man sie kennt und liebt. Der Roman springt zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart hin und her, mit »Songs«, die

von Aileys Vorfahren erzählen, und Kapiteln, die ihre Geschichte in der Gegenwart durch ihre Augen und die der Frauen in ihrem Leben schildern.

Wie es sich für einen Roman gehört, der in seinem Titel auf Du Bois referiert, ist Bildung ein bestimmendes Thema des Buches. Ailey geht auf eine überwiegend von Schwarzen besuchte High School, dann auf eine von Weißen dominierte. Anschließend studiert sie in Routledge, einem historisch Schwarzen College, das in ihrer Familiengeschichte eine größere Rolle spielt, als sie sich vorstellen kann. Jeffers zeichnet ein nuanciertes und bestechendes Porträt dieses Lebens an einem Schwarzen College, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Einer von Aileys Vorbildern und Begleitern ist ihr geliebter Großonkel, Onkel Root, mit dessen Hilfe sie eine Verbindung zu ihrer reichen Familiengeschichte aufbauen kann. (...)

»Die Liebeslieder von W.E.B. Du Bois« ist schlichtweg das beste Buch, das ich seit sehr, sehr langer Zeit gelesen habe. Ich werde mich nicht zu dem Klischee hinreißen lassen, es die *Great American Novel* zu nennen. Es kommt der Wahrheit wohl am nächsten, wenn ich sage, dass es eine epische Abenteuergeschichte ist, die so unvergessliche Figuren in Erinnerung ruft wie Scout aus »Wer die Nachtigall stört« oder Huckleberry Finn. Aileys Konflikt ist dabei Folgender: Wie baut man sich als Schwarze Frau ein erfülltes und heiles Leben auf, im Süden der Vereinigten Staaten, wo das Land ein mit Schätzen und Tragödien gespicktes Minenfeld ist?

Manchmal befürchtete ich, dass das Buch mit seinen 800 Seiten einfach zu dick sein könnte. Da war zum Beispiel ein um das Thema Sucht kreisender Erzählstrang, den ich derart einnehmend und herzerreißend fand, dass ich den Roman ein paarmal zur Seite legen musste. Doch jedes Mal, wenn ich mich fragte, ob sich Jeffers zu viel vorgenommen haben könnte, wurde ich mit einer neuen Figur oder einer neuen Wendung bekannt gemacht, und der Stil der Autorin war so gut, dass sie mich direkt wieder in ihren Bann zog. In den Archiven des Schwarzen Amerikas finden sich zu oft nur grobe Skizzen der Geschehnisse – Beschreibungen der Ungerechtigkeit, Versklavung und Unterdrückung –, aber keine Details darüber, wie Schwarze lebten und atmeten, dachten, suchten und fehlgingen, beteten und träumten. Wie schon Toni Morrison in »Menschenkind«, füllt Jeffers mithilfe der Fiktion die klaffenden Lücken derer, denen der Name und damit die Geschichte genommen wurden. (...)

Ein weiser Freund erzählte mir einmal, man erkenne einen großen Roman daran, dass der Autor eine Welt erschaffe, und wenn er sich zurückziehe, sei diese Welt noch immer in Bewegung. Das bedeutet, dass die Intention ihrer Schöpfer die allerbesten Romane so hingebungsvoll und bis ins kleinste Detail durchwirkt, dass diese Intention nicht weniger offensichtlich und wirkungsvoll ist als die Schwerkraft. »Die Liebeslieder von W.E.B. Du Bois« enthalten eine solche Welt. Lange, nachdem man ihre letzte Zeile gelesen hat, dreht sich das Universum von Ailey Pearl Garfield weiter.

LESEPROBE

Übersetzt von Maria Hummitzsch

Eines Tages, wir kamen gerade von einem Besuch bei Miss Cordelia zurück, erwartete uns David auf der Veranda. Onkel Root und er begrüßten sich mit dem neuesten Handshake, ganz wie erwachsene Männer. Im Haus fragte der alte Mann, ob David eine Partie Schach spielen wolle.

»Ich spiele nicht besonders gut.«

»Ailey auch nicht, aber ich gebe mein Bestes, es ihr beizubringen.«

Ich streckte dem alten Mann die Zunge raus, und er ging Pound Cake und Kaffee holen. Er werde reichlich Sahne hineintun, sagte er, wir seien ja noch im Wachstum. Eine Stunde lang saßen wir zusammen und redeten, und er erzählte uns seine Du-Bois-Geschichte, die David noch nicht kannte. Danach fragte Onkel Root, ob wir Lust auf einen Ausflug hätten. Doch dann fuhr er nur raus zur Farm der Familie. Wir bogen ab und nahmen den Weg zum Bach, und er hielt an einem mit Brettern vernagelten Gebäude, wo eine dicke graue Katze aus dem Gebüsch lugte. Beim Aussteigen nahm David meine Hand.

»Fast so alt wie ich, dieses Tier«, sagte der alte Mann.
»Nager jagen hält offenbar fit.«

»Ratten, meinst du?«

»Nur keine Angst, Sugarfoot. Brother David beschützt dich schon.«

Ich sah meinen Freund an, und kurz zwinkerte er mir zu. Wir folgten dem alten Mann durch wild wucherns des Gras. Er blieb stehen und meinte, da wären wir. Das sei die Stelle, die er uns zeigen wolle. David stieß höflich einen beeindruckten Laut aus, aber ich spielte da nicht mit.

»Du bist mit uns hier rausgefahren, um uns ein Stück Wiese zu zeigen?«

»Hier steht auch ein Baum, Ailey. Ein sehr besonderer Baum. An dieser Stelle hätten sie mich fast gelyncht!«

»Getötet, meinst du?«

»Würde ich dich je anlügen, Sugarfoot? 1934 war das. Meine Frau und ich hatten beschlossen, zurück in den Süden zu ziehen. Olivia und ich hatten beide unsere Promotion an der Mecca University abgeschlossen. Ich war schon länger nicht mehr zu Hause gewesen, und sie fand, wir sollten runterfahren. Meine Begeisterung hielt sich in Grenzen, aber sie war der Boss, also gab ich nach.

Eine Woche lang waren wir unterwegs. Wir achteten darauf, bei Tageslicht zu fahren, denn viele der Straßen führten durch den Wald. Wir hatten einen Kanister mit ein paar Litern Benzin dabei, aber zum Essen nur Sandwiches. Ein paar große Flaschen Wasser hatten wir auch. Olivia war eine begnadete Wissenschaftlerin, doch ihre Kochkünste waren bescheiden. Genau wie meine. Als wir hier auf der Farm eintrafen, schlief sie gerade, und ich wollte noch nicht am Haus halten. Wir hatten alle möglichen Geschenke für die Kinder meiner Schwester im Gepäck, aber ich wollte ihnen noch eine Tüte Süßigkeiten holen.

Es war Samstag, und im Laden war viel los. Damals mussten Negroes warten, bis alle weißen Kunden bedient worden waren. Eine der vielen Sachen hier unten, auf die ich gut verzichten konnte. Wegen denen ich nicht zurückkommen wollte.

Mein weißer Halbbruder war der Besitzer des Ladens, und als ich die Hand hob, winkte Tommy jr. zurück. Ich wollte nicht mit den anderen Negroes anstehen. Also beschloss ich, mich als Weißer auszugeben, und stellte mich in die Schlange für die Weißen. Als ich drankam, zwinkerte Tommy jr. mir zu, füllte meine Tüte mit Süßigkeiten und weigerte sich, mein Geld zu nehmen. Auf dem Weg nach draußen erkannte mich dann jedoch Jinx Franklin.

Die Franklins, müsst ihr wissen, haben schon immer herumerzählt, Wood Place hätte ihnen gehört, bevor die Pinchards es ihnen abgeluchst hätten. Ich weiß nicht, ob das stimmt oder nicht, aber ich weiß, dass ihnen nicht gefiel, wie Big Thom gewisse Negroes über sie gestellt hatte, und nun machte Tommy jr. das Gleiche. Die Franklins waren sauer, dass meine Schwester Pearl und ihre Familie in einem Haus lebten, das die meisten Weißen in dieser Stadt für groß und schick hielten, während sie selbst in heruntergekommenen Hütten auf dem Land der Pinchards lebten und ihre Pacht mit der Ernte zahlten.

Aber ich war jung und dumm! Ich scherte mich nicht um diese Franklins. Und ich dachte, niemand könnte mir was anhaben. Als Jinx dann meinen Namen rief und ‚Nigger‘ gleich hinterher, war ich bereit zum Kampf. Ich zog mein Springmesser und drehte mich um. Als ich mich auf ihn stürzte, stolperte er und fiel nach hinten, und schon war ich auf ihm!«

»Oh, wow! Dem haben Sie's gegeben!« David riss die freie Hand hoch, und der alte Mann schlug ein. Ihr Lachen klang tief und männlich.

»Und wie! Ich saß voll auf ihm drauf! In der einen Hand hatte ich das Springmesser, und mit der anderen habe ich ihm ein paar verpasst. Aber diese Franklins haben noch nie fair gekämpft, und sofort zogen mich zwei von ihm runter und rissen mir das Messer aus der Hand. Ein anderer warf ein Seil über einen Ast von dem Pekannussbaum da drüben. Ich biss und trat um mich, und dann wurde Olivia wach und fing an zu schreien, und alle Negroes, die eben noch im Laden gewesen waren, rannten davon. Das totale Chaos!«

Onkel Root breitete die Arme aus. Ein paar Sekunden lang passierte nichts.

»Und was kam dann?«, fragte David. »Erzählen Sie weiter!«

Der alte Mann seufzte. »Nun. Als ich gerade mein Abschiedsgebet sprach und mich darauf vorbereitete, meine geliebte Mutter im Jenseits wiederzusehen, kam Tommy jr. die Stufen dort runter.« Er zeigte auf die morsche Veranda des ehemaligen Ladens.

»Dies ist ein brillantes Epos, wie es nur ein Mal in zehn Jahren erscheint. Am Ende wird es Ihre Sicht auf Amerika für immer verändern.«

WASHINGTON POST

»Mit ihrem Roman gelingt Jeffers ein großes Werk, der unauslöschliche Eintritt in den Kanon zeitgenössischer amerikanischer Literatur und einer der grundlegenden Texte Schwarzer Literatur, gleichrangig mit Toni Morrison, Ralph Ellison und Jesmyn Ward.«

THE ATLANTIC

»Jeffers feiert Schwarze Frauen als großartige Überlebende, die gerade durch ihre Geschichte Freude und Genie verkörpern.«

OBSERVER

»Honorée Fanonne Jeffers' Debütroman ist gigantisch. So etwas habe ich schlicht noch nie gelesen! Bei der Lektüre vergaß ich alles um mich herum, von der ersten bis zur letzten Seite.«

OPRAH WINFREY

»Er war ein großer Mann, aber anders als unser Vater spindeldürr. Er rief diesen Franklins zu: ‚Was ist hier los?‘

Jinx wischte sich das Blut von den Lippen und sagte: ‚Dieser Nigger ist voll auf mich los.‘

Und Tommy jr. sagte: ‚Sieht aus, als wäre er nicht nur auf dich los. Sieht aus, als hätte er dich auch voll erwischt.‘

Jinx und der Rest murmelten irgendwas von hochnäsigen, halbweißen Niggern, und Tommy jr. sagte: ‚Wenn du dich von dem Nigger plattmachen lässt, ist das deine Sache, aber wenn du ihn umbringst, wird das zu meiner Sache, denn dieser Nigger da ist mein Bruder, und jeder hier weiß das. Ihr Franklins lasst ihn besser laufen, sonst könnt ihr euren ganzen Kram zusammenpacken, eure Frauen und Kinder gleich mit, und euch bis Sonnenuntergang von meinem Land scheren, also in drei Stunden etwa.‘ Dann ging er die Stufen wieder rauf. Und ich sage euch, diese Franklins haben keinen Mucks von sich gegeben, als sie wieder in ihren Wagen gestiegen sind.

Ich ging zu Olivia und beruhigte sie. Dann fuhren wir zum Haus meiner Familie. Als Tommy jr. am Sonntag vorbeikam, um mit Pearl auf der Veranda zu sitzen, wie er es immer tat, meinte ich zu ihm, es hätte mir nicht sonderlich gefallen, dass er mich Nigger genannt hätte, aber er sagte, an diesem Pekannussbaum zu baumeln hätte mir noch viel weniger gefallen, und er werde sich nicht dafür entschuldigen. So war mein Bruder. In der einen Minute ein Retter, in der nächsten ein weißer Rassist. Zugegeben, an dem Tag damals hat er mich vor diesen Franklins beschützt. Doch sie haben nicht vergessen, was mein Bruder getan hat. Diese Familie hat ein gutes Gedächtnis.«

Er legte David die Hand auf die Schulter.

»Und darum, Brother, musst du da oben beim Schnapsladen sehr vorsichtig sein, wenn du Lonny dazu bringst, dass er dir Wein kauft.«

Mein Freund schaute auf seine Füße, und ich drückte ihm die Hand.

»Ich verurteile dich nicht«, sagte der alte Mann. »Ich war auch mal jung. Aber ich habe euch diese Geschichte aus gutem Grund erzählt: Denn Jinx Franklin ist Sheriff Franklins Daddy. Von diesem brutalen Menschenschlag stammt der ab. Und mir ist egal, wie viele Jahre inzwischen vergangen sind; dieser Mann ist genau wie sein Vater. Man hört so Geschichten, wie er Negroes behandelt, wenn er sie verhaftet. Verstehst du, was ich sage? Und jetzt sieh mich an. Ich bin nicht wütend auf dich, Brother.«

David hob den Kopf. »Ja, Sir, Dr. Hargrace. Ich verstehe.«

»Gut, denn wir leben in einer winzigen Stadt. Hier kennt jeder jeden. Und das heißt, der Sheriff weiß, wer du bist, und, mindestens genauso wichtig, er weiß auch, wer Ailey ist. Er weiß, dass Ailey zu meiner Familie gehört. Dass ihre Granny in dem Haus wohnt, das Big Thom für meine Mutter gebaut hat. Sheriff Franklin ist bis heute einer der wenigen aus seiner Familie, die es rausgeschafft haben aus der Armut. Und glaubt mal nicht, dass ihn das nicht mehr juckt. Darum will ich nicht, dass sich einer von euch in Gefahr bringt. Ihr müsst vorsichtig sein, alle beide, hört ihr?«

Wir nickten, und Onkel Root sagte, okay, Vortrag beendet.

»Aber kommt mal mit, ihr zwei jungen Leute. Ich will euch noch was zeigen.«

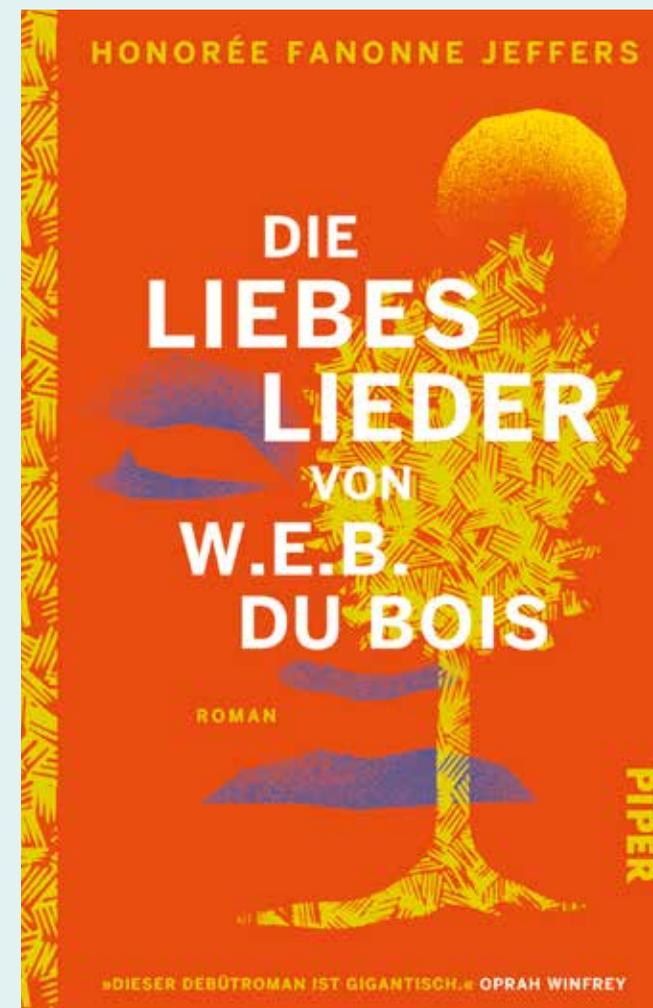
David und ich gingen mit ihm zu dem Baum.

»Seht ihr das? Die tiefen Kerben hier? Ein paar Tage nach dem Tumult vorm Laden waren die plötzlich da. Jemand hat versucht, diesen Baum zu fällen. Wir haben nie herausgefunden, wer es war, und der Baum hat nie wieder Früchte getragen.«

Wir blieben noch eine Weile stehen, während Onkel Root den Stamm berührte und seufzte. Dann sagte er, wir sollten rauf zum Haus fahren und meiner Granny einen Besuch abstatten. Sie wäre sicher sehr verletzt, wenn David nicht kurz auf einen Kaffee vorbeischauchen würde.

ERSCHEINT AM:

29-09²²



28,00 € ID

28,80 € IA

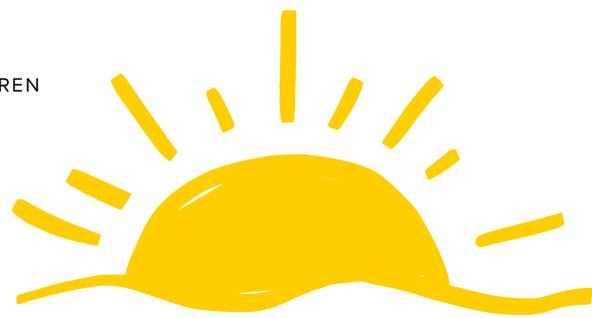
896
SEITEN

HONORÉE
FANONNE
JEFFERS

**DIE LIEBESLIEDER
VON W.E.B. DU BOIS**

Roman
Aus dem amerikanischen
Englisch von
Maria Hummitzsch
und Gesine Schröder
Hardcover mit
Schutzumschlag
ISBN 978-3-492-07012-6

Bestellen Sie Ihr digitales
Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf
piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)



SONNNE, MEER UND LANGE OHREN



Mit einem Esel nach Portugal reisen? Für Lotta Lubkoll kein Problem! Sie hat ihren Bus so umgebaut, dass ihr bester Kumpel Jonny gemütlich Heu mampfend mitfahren kann. Um der deutschen Kälte zu entkommen, geht es für die beiden in kurzen Etappen einmal um die Iberische Halbinsel, wo Lotta früher schon mit ihrer Familie überwintert hat. Mithilfe eines Fotos will sie sich auf die Suche nach einem fast vergessenen Ort ihrer Kindheit machen. Doch schon auf dem Weg dorthin erleben die zwei Freunde allerhand Abenteuer, von Schießübungen des französischen Militärs bis hin zu einem ausgewachsenen Sturm in Spanien. Sie treffen auf begeisterte Bulli- und Eselfans, bewandern die schönsten Naturpfade und finden ihren ganz eigenen Rhythmus on the road.



LESEPROBE

Gefährlicher Bulle Tag 8 | Zarautz bis bei Orduña

Die ersten Sonnenstrahlen kitzeln mich langsam wach. Die Nacht war zum Glück ruhig, sodass ich das erste Mal auf dieser Reise in einen tiefen Schlaf gefallen bin. Kein Militär, keine wilden Hunde, kein Regen und keine Böen, die am Bus gerüttelt haben. Nur leichter Nieselregen und lauer Wind. Und auch Jonny scheint gut geschlafen zu haben, denn als ich die Seitentür aufschiebe, läuft er mir freudig entgegen, lässt sich kraulen und bittet sogleich um Frühstück. Noch einmal nutze ich die lauwarne Campingplatzdusche und beginne dann aufgeregt unsere Sachen zusammenzupacken, Bus Eddy zum Stall umzubauen, Jonnys Weide aufzurollen und diese abzumisten. Nach etwa einer Stunde sind wir abfahrbereit.

Heute haben wir nur ein paar Kilometer vor uns. Da unser Heubestand wieder recht mau aussieht, steuere ich einen Kuhbauern an. Mein Freund Stefan hat mir die Nummer von einem Bekannten weitergeleitet, der in einem kleinen Bergdörfchen des Baskenlandes lebt. Bestimmt können wir dort auch übernachten und wandern gehen. Es freut mich, dass wir bereits erwartet werden.

Während ich fahre, steht Jonny gelassen in seiner Transportbox, die einem Pferdehänger gleicht, und nutzt die Zeit, um sich das letzte Heu im Netz vor ihm schmecken zu lassen. Nach etwa einer Stunde Fahrt folgen wir schließlich steilen und kurvigen Serpentinien über einen Pass in ein kleines Tal zwischen felsigem Gebirge. Durch jede Kurve zuckeln wir in einer unschlagbaren Geschwindigkeit von maximal 25 Stundenkilometern. Ich möchte Jonnygerecht fahren, denn was ich im Sitzen bequem ausgleichen kann, meistert Jonny im Stehen. Gekonnt legt er sich wie ein Motorradfahrer in Slow Motion in die Kurven, langsam wechselt sein Körper von einer Links- zu einer Rechtskurve. Trotzdem bin ich froh, dass ich auch die Seitenwände abgepolstert habe.

Als wir unten ankommen, machen wir erst einmal eine Pause, und ich bin unglaublich stolz auf meinen Begleiter.

Wenige Minuten später erreichen wir das Dörfchen. Doch wo genau sollen wir eigentlich hinfahren? Ich halte auf einem Parkplatz am Straßenrand und tippe gerade die Nummer, die ich von Stefan habe, ins Handy, als uns ein klappriger Geländejeep entgegenkommt, in dem zwei junge Männer sitzen. Sie winken aufgeregt, wenden und halten hinter uns. Ich steige aus und gehe auf sie zu: »Hey, I am Lotta. Do you know Ixai?«

Sie springen ebenfalls aus dem Auto, und ich werde mit einem Handschlag und gleich darauf einer herzlichen Umarmung begrüßt. »Yes, that's me!«, sagt der Kleinere der beiden. »Das ist mein Freund Terreño. Willkommen!«

Ich habe mir einen Kuhbauern im hinteren Baskenland wesentlich älter, korpulenter und robuster vorgestellt – und vor allem nicht so offen und redselig. Überrascht erwidere ich seine Umarmung, als er fragt: »Du bist die Deutsche mit dem Esel, oder? Wie kann ich dir helfen?«

Als Antwort schiebe ich nur die Stalltür auf, und zur Überraschung der Jungs streckt Jonny seinen Kopf heraus. »Du hast ja wirklich einen Esel dabei!« Sie brechen in schallendes Gelächter aus und wuscheln Jonny über den Kopf. »Kann ich etwas Heu für ihn kaufen?«, frage ich.

»Sicher.« Ixai lacht. »Wie viel brauchst du denn?« Ich deute erklärend auf Jonnys Heusack und die Laubtonne. »Am besten kommst du mit. Folge uns einfach.« Ixai winkt mir mit einer einladenden Handbewegung.

Auf der mit Schlaglöchern gespickten Straße rasen die beiden uns beinahe davon, doch als sie bemerken, dass ich langsam und vorsichtig um die Unebenheiten herum lenke, warten sie an jeder Abzweigung, bis wir

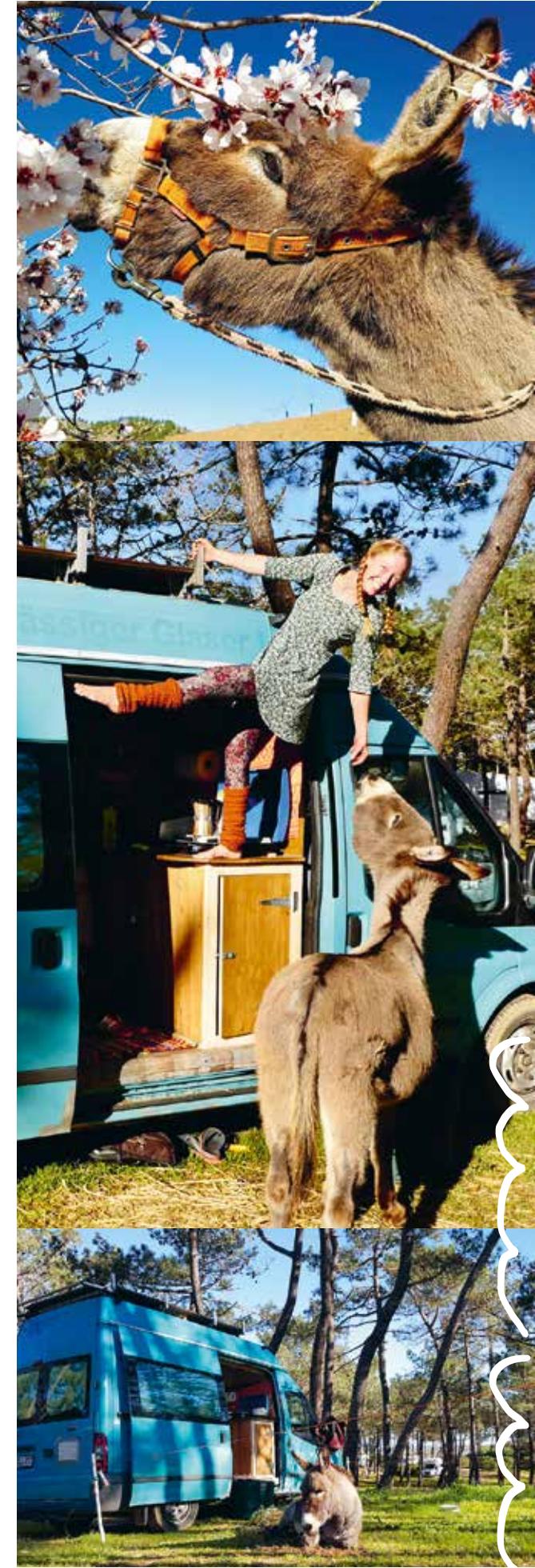
aufgeschlossen haben. Wir verlassen das Dorf und fahren zu einer großen, frei stehenden Scheune zwischen Wiesen und Feldern. Das muss der Kuhstall sein. Vor dem großen Scheunentor halten wir an, und bereits im Bus kann ich die »gute Landluft« riechen.

Man sollte ja meinen, dass ich mit einem Esel im Wohnmobil daran gewöhnt bin, doch dem ist tatsächlich nicht so. Als ich meiner Familie meine Ausbaupläne zur Wohnmobil-Eselbox vorstellte, meinte meine Mama: »Dein ganzes Auto und alle deine Sachen werden durchweg nach Stall stinken. Und was ist, wenn er reinmacht?« Doch Jonny frisst ausschließlich Gras, Heu und trinkt Wasser. Dementsprechend riechen seine Eseläpfel nur, wenn sie ganz frisch sind – und auch dann bloß für einen kurzen Moment. Kaum liegen sie ein paar Minuten in Jonnys Box, ist der Geruch voll und ganz verflogen. Ich habe nach unserer Ankunft an einem Schlafplatz sogar mal vergessen auszumisten und mit einem Eselhaufen unterm Bett geschlafen, ohne es zu merken. Und ich habe keine schlechte Nase!

Sie funktioniert auch hier am Kuhstall gerade ziemlich gut, und ich rümpfe sie ein wenig, als ich die Tür öffne und aussteige. Ixai schiebt vergnügt das vier Meter hohe Scheunentor zur Seite und eröffnet mir ein goldenes Paradies. Eine Schatzkammer aus Heu und Stroh! Ein paar Kühe stehen im Stall, und als wir eintreten, beginnen sie, aufmerksam zu muhen. Während ich das Heunetz bis zum Anschlag vollstopfe, haben die Jungs sich die Stofftonne geschnappt. Die beiden sind lustig und aufgeschlossen. Obwohl wir nur jedes dritte Wort voneinander verstehen, haben wir Spaß und tollen im Heu herum wie die Kinder.

Nun da sich unser Heuproblem gelöst hat, drängt sich mein zweites Anliegen in den Mittelpunkt: »Dürfen wir vielleicht hier auf eurer Wiese übernachten?«

Daraufhin wählt Ixai eine Nummer. Die Kühe scheinen ihm also gar nicht selbst zu gehören. Er wechselt ein paar für mich unverständliche Worte mit dem Besitzer, während Terreño Jonny frisches Heu zum Knabbern reicht. Ich gehe ein paar Schritte über die Wiese und schaue mich um. Sie ist als Weide abgesteckt und erstreckt sich übers Tal bis zum Dörfchen und dem Fuß der Berge.





Wie ein hoch aufragender Kesselrand umgeben uns die grünen Bergketten mit teils weißen Spitzen. Der Himmel ist von einer dicken Wolkenschicht bedeckt, doch es regnet nicht.

Ixai hat sein Telefonat beendet und zeigt mit dem Daumen nach oben und dann über die Wiese: »Kein Problem. Du kannst dich hinstellen, wo du magst. Wir müssen jetzt leider los, aber wir kommen vielleicht später noch mal vorbei. Hier am Hahn bekommst du Wasser.«

Da die Wiese so matschig ist, dass ich mit den Schuhen tief versinke, bleibe ich mit Eddy auf dem geteerten Platz und montiere von dort die Weide für Jonny zwischen der Scheune und einem bereits abgesteckten Gehege für die Kühe. Beim Errichten unseres Lagers summe ich munter vor mich hin. »Jonny, ich bin ja so froh! Die Jungs sind ultrawitzig, und du hast wieder ultraviel Heu, und wir haben einen ultraschönen Platz, sogar mit fließend Wasser. Das ist einfach ultragut!« Jonny mampft genüsslich und macht einen zufriedenen Eindruck, ich strahle ihn an: »Zum Glück sind wir doch weitergefahren!«

Mittlerweile haben uns die Kühe von der Weide gegenüber bemerkt und nähern sich vorsichtig. Neugierig versammeln sie sich am Zaun und starren herüber. Jonny lässt sich von unseren Nachbarn nicht beirren und wühlt weiter mit seinem weichen Mehlmaul im Heu. Erst als ein nervöser Bulle nahe an den Zaun kommt, schenkt Jonny der Herde seine offensichtlich geschätzte Aufmerksamkeit. Beide stehen sich gegenüber, der große rothaarige Bulle und der kleine graue Esel, und starren sich angespannt an. Man könnte glatt meinen, dass sie gerade einen »Wer als Erstes blinzelt«-Contest veranstalten.

Plötzlich eilt ein Mann herbei und vertreibt den Bullen, hastig mit einem Stock wedelnd, vom Zaun. »Vamos! Piérdase!« Dann schaut er mich mit fragender Miene an. »Habla español?« Ich schüttele den Kopf. »No español.«

»Gefährlich! Böse«, erwidert der besorgte Mann in schmutziger Latzhose und matschigen Gummistiefeln. Angestrengt gestikuliert er, dass der Bulle mit einem Hops über den Zaun springen und Jonny angreifen könne. Er habe ihn bereits anvisiert. Wir sollten besser nicht hierbleiben.

IHR BEIDEN FLIRTESEL. ICH SCHAU JA SCHON WEG!



»Was ist das nur für eine Reise?«, frage ich mich seufzend. Der Bulle gehört gar nicht zu Ixais Bekanntem, sondern zu einem Nachbarsbauern. Immerhin kann ich mit einem Englisch-Spanisch-Pantomime-Mix herausfinden, dass der Bauer die Herde am Abend in den Stall holt und diese erst um 10 Uhr am nächsten Morgen wieder rauslässt.

»Jonny, es tut mir wirklich leid, aber wir werden hier wohl nicht länger bleiben können. Morgen vor 10 Uhr müssen wir weg sein, sonst haben wir den ganzen Tag keine Ruhe.« Bedauernd streichle ich meinen gutmütigen Kumpel, der sich wieder seinem Heuhaufen zugewandt hat. Der Bulle steht nun mit etwas mehr Abstand auf seiner Weide, doch er beobachtet Jonny noch immer bedrohlich. Ich traue mich nicht, meinen Blick von ihm abzuwenden. Dann habe ich eine Idee: »Am besten machen wir noch eine schöne Abendwanderung, bis er im Stall ist. Auf geht's, Jonny!«

Die Abendsonne hat sich durch die dicke Wolkendecke gekämpft und lässt das Tal in einem warmen Licht erstrahlen. Wir folgen dem Feldweg, der an der großen Scheune vorbeiführt. Jonny läuft in einem ungewohnt zügigen Tempo neben mir her und scheint unsere Zweisamkeit zu Fuß genauso zu genießen wie ich. Ich atme die frische Winterluft tief ein und bewundere die Bergketten, die von einzelnen Sonnenstrahlen fleckenweise angeleuchtet werden und deren schneebedeckte Gipfel zu uns herunter glitzern. Entspannt ziehen wir unseres Weges und bestaunen die Aussicht. Die angenehm milde Temperatur und das ruhige Tal geben uns ein gutes Gefühl.

Ich mache ein paar freudig hopsende Schritte, die gemeinsame Bewegung tut unbeschreiblich gut, und ich bin glücklich, nach all den Strapazen nun hier zu sein!

Was für ein wundervoller Abend. So habe ich mir unsere Reise schon eher vorgestellt. Ein kleines bisschen fahren und dann wieder wandern, die Umgebung zu Fuß erkunden und unsere gemeinsame Zeit so richtig genießen.

Nachdem wir eine Weile gemütlich vor uns hingeschlendert sind, erreichen wir die kleine Ortschaft Délika. Die engen Gassen zwischen den aus Naturstein gemauerten Häuschen sind wie ausgestorben. Niemand ist zu sehen. Selbst auf dem Dorfplatz mit Brunnen, plätscherndem Bächlein, Kirche und Rathaus begegnen wir keiner Menschenseele. Nur unsere Schritte kann ich auf dem Pflaster klackern hören. Dafür entdecken wir Gesellschaft für Jonny, hinter einer Hecke erspähen wir eine brünette Eselsdame. Am Gatter machen wir halt. »Da scheint jemand an dir interessiert zu sein, Jonny. Sag doch mal Hallo.« Jonny hebt nur kurz seinen Kopf und blickt zur Eselin hinüber, die uns aus etwa 30 Meter Entfernung aufmerksam anstarrt und ihren Blick offenbar gar nicht mehr abwenden kann. Doch Jonny widmet sich gleich wieder dem nächsten Grasbüschel. »Jetzt sei doch nicht so ignorant. Sie scheint dich zu mögen.«

Jonny lebt zu Hause zwar in einer Eselherde, scheint sich aber trotzdem nicht groß für andere Esel zu interessieren, er ist eher ein Einzelgänger. Besondere Freude über einen Artgenossen hat er jedenfalls noch nie gezeigt, obwohl ich auch auf unseren Reisen immer wieder Kollegen ansteuere. Sein Verhalten ähnelt eher einem Hund, der bei seinem Frauchen sein möchte, am liebsten überall seine Nase hineinsteckt, alles ganz genau wissen und mitbekommen muss und winselt wie ein Hundebaby, wenn ich ihn allein lasse. Hauptsache, er darf dabei sein.

Die Eselsdame scheint Jonnys Verhalten nicht abzuschrecken. Sie trottet ans Gatter und schiebt ihren Kopf zwischen den Balken hindurch, spitzt die Ohren und macht ihren Hals so lang, sie kann.

SCHHHH! WEG VON MEINEM JONNY!



Als sie Jonny ihre Nüstern entgegenreckt, fasst er sich ein Herz, stoppt seine Zwischenmahlzeit, hebt den Kopf und geht nun doch auf sie zu. In sicherer Entfernung hält er an und streckt seinen Hals vorsichtig so weit nach vorne, wie es geht, bis sich die Nüstern berühren und sie sich gegenseitig zärtlich anschauen können. Abwechselnd weicht einer der beiden zurück, worauf der andere ebenfalls zuerst zurückzuckt und dann doch ein Stückchen weiter auf sein Gegenüber zukommt.

»Die Arme scheint hier ganz allein zu leben. Ihr beiden Flirtesel. Ich schau ja schon weg!« Ich drehe mich respektvoll zur Seite. Doch Jonny wendet sich schon wieder ab, um an den Ästen einer Buche zu knabbern. Ich kraule ein letztes Mal die Ohren der freundlichen Esellady, bevor wir uns verabschieden.

Bei unserem Spaziergang rund ums Dorf kommen wir auf dem Rückweg über einen engen Trampelpfad an der Weide der Kühe und des Bullen vorbei. Sofort macht sich die gesamte Herde auf den Weg zu uns, den interessanten Gästen. Auch der Bulle muss nachsehen, was seine Damen da entdeckt haben. Er scheint jedoch ganz und gar nicht erfreut über unseren Besuch zu sein. Viel nervöser als bei unserer ersten Begegnung sucht er hastig nach einem Weg durch den spärlich befestigten Maschendrahtzaun. Mit seinem angespannten Hin- und Hergetrabe treibt er auch die Frauenschaft auf. Jonny weicht ängstlich zurück. Ich wedle mit einem Stock, um die Tiere vom Zaun fernzuhalten. »Schhhh! Weg von meinem Jonny!«, fauche ich, während ich versuche, Jonny vom flotten Weitergehen zu überzeugen. Doch er ist im wahrsten Sinne des Wortes vor Angst erstarrt, mein Ziehen am Führstrick beeindruckt ihn nicht im Geringsten. »Los jetzt! Jonny, schnell!

Wir müssen schleunigst weiter.« Kampfbereit stelle ich mich zwischen Jonny und den mit dem Kopf hin und her wackelnden Bullen. Mit meinem Leben würde ich meinen kleinen Esel verteidigen!

Ich ziehe noch einmal kräftig am Führstrick – und endlich beschließt Jonny, mir zu folgen. Aus dem Stand heraus setzt er zum Trab an, und blitzschnell sind wir wieder in Sicherheit. Puh! Das war knapp. »Holla, die Waldfee, Jonny, bin ich aus der Puste!« Ich lege meine Hände auf die Oberschenkel und schnaufe, während sich Jonny direkt wieder beruhigt zu haben scheint. Zuerst sieht er mich erwartungsvoll an, als fragte er sich, warum ich nicht weitergehe. Anschließend widmet er sich seiner Lieblingsbeschäftigung: Grasens.

Als wir an unseren Übernachtungsplatz zurückkehren, hat die Herde bereits ihre Weide verlassen und ist für die Nacht im Stall. Wäre dem nicht so, hätten wir mit Sicherheit noch mal umziehen müssen. Doch stattdessen genießen wir einen rosaroten Sonnenuntergang hinter den Berggipfeln und zehren von den schönen Momenten unserer kleinen Wanderung. Ich fühle mich hier wohl und sicher, jetzt, wo der Bulle weg ist. Das scheint sich auch auf Jonny zu übertragen, denn er liegt ganz entspannt mitten auf seiner Weide. Ich geselle mich zu ihm und kraule Ohren, Kopf und Hals, mit meinen Fingerspitzen fahre ich in kräftigen kleinen Kreisen über seine Stirn. Jonny scheint das sehr zu gefallen, er lässt die Unterlippe entspannt hängen und schaut mich bittend an, sobald ich aufhöre. Nach einer ganzen Weile gönne ich ihm trotzdem ein wenig Zeit für sich und lasse auch für mich den Abend ausklingen. »Du bist der beste Esel auf der ganzen Welt. Ich hab dich so lieb. Traum was Schönes«, flüstere ich Jonny zu, bevor ich ihm ein Gute-Nacht-Bussi auf die weichen Nüstern drücke.

Zum Buchtrailer



ERSCHEINT AM:

27-10²²



18,00 € | D
18,50 € | A

288

SEITEN

LOTTA
LUBKOLL

SONNE, MEER UND
LANGE OHREN

Mit Esel Jonny im
ausgebauten Bus
zum Überwintern
an die Atlantikküste

Klappenbroschur
Mit 24 Seiten Farbbildteil,
Zeichnungen und einer
illustrierten Karte
ISBN 978-3-89029-559-6

Bestellen Sie Ihr digitales
Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf
piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)

WAS AUF DAS ENDE FOLGT

Ein Kind verschwindet, eine Mutter verzweifelt –
und eine ganze Stadt stürzt in die Krise



INTERVIEW

Nach dem sensationellen Erfolg von »Von hier bis zum Anfang« hat Chris Whitaker zahllose Interviews gegeben. Damit er im Gespräch mit dem Piper Verlag nicht das Gefühl hat, immer auf die gleichen Fragen antworten zu müssen, haben wir ihn gebeten, uns ein Thema zu nennen, über das er besonders gern sprechen würde – und so erfahren Sie, warum Bibliotheken im Leben des Autors so eine wichtige Rolle spielen.

Lieber Chris Whitaker, wie kommt ein Finanztrader dazu, Romane zu schreiben?

Ich verließ die Schule ohne Abschluss, hatte keinen Plan und ließ mich von Job zu Job treiben. Als Teenager wurde ich bei einem Überfall niedergestochen und begann zu schreiben, um meine posttraumatische Belastungsstörung zu bewältigen. Damals dachte ich noch nicht daran, ein Buch zu schreiben, ich wollte einfach nur jeden Tag überstehen. Dann las ich ein Interview mit einem Börsenmakler und dachte, das könnte ein Beruf sein, der meine Eltern stolz machen würde – der Mann fuhr außerdem einen Ferrari. Also ging ich nach London. Ich wusste ziemlich schnell, dass der Beruf nicht das Richtige war, aber ich hielt ein Jahrzehnt lang durch, machte und tilgte eine Million Pfund Schulden und las dann »The Last Child« von John Hart. Dieser Autor hat seine Anwaltskarriere aufgegeben, um zu schreiben. Das inspirierte mich so sehr, dass ich seinem Beispiel folgte. Für meine Frau und mich änderte sich das Leben massiv: Wir verkauften unser Auto und unsere Wohnung und zogen für eine Weile nach Spanien. Wir hatten kaum Geld, während ich meinen Debütroman »Was auf das Ende folgt« schrieb und meine Frau unseren Sohn zur Welt brachte. Ich weiß nicht, was schwieriger war – aber das schreibe ich nur, weil ich weiß, dass meine Frau dieses Interview niemals lesen wird.

Nach unserer Rückkehr nach Großbritannien kam »Was auf das Ende folgt« in die engere Auswahl für einen wichtigen Krimipreis. Ich ging als Außenseiter zu der schicken Preisverleihung, und zu meinem unendlichen Erstaunen gewann mein Roman. Zurück in unserem Hotelzimmer sah ich meine Frau an, und sie brach in Tränen aus. Es war ein langer und schwieriger Weg gewesen, nicht nur für mich.

Sie sind Brite und leben mit Ihrer Familie in England. Warum verlegen Sie die Schauplätze Ihrer Romane in die USA?

Eskapismus. Beim Lesen bevorzuge ich Bücher, die weit weg von meinem Wohnort spielen, und das Gleiche gilt für das Schreiben. Ich betrachte das Schreiben ja als eine Art Therapie, und es fällt mir leichter, meine Welt völlig hinter mir zu lassen und mich gedanklich über den Ozean zu begeben, wo meiner Fantasie weniger Grenzen gesetzt sind. Was die Entscheidung für die USA angeht: Meine Eltern ließen sich scheiden, als ich noch klein war. Mein Vater nahm meinen Bruder und mich mit nach Florida, was zu einer meiner wertvollsten Erinnerungen wurde. Amerika liegt mir sehr am Herzen. Es ist ein wirklich erstaunlicher Ort, die ganze Welt in einem Land. Und es eignet sich so gut für Krimis. Ich mag das behagliche Gefühl der Kleinstadt, die Autonomie der Polizei, dass der Sheriff das Sagen hat und jeder zum Verdächtigen werden kann. Ich hatte eine genaue Vorstellung von der Stadt Tall Oaks, die diese makellose Fassade hat, hinter der die Menschen dann aber kämpfen, ihre Geheimnisse hüten und ihr perfektes Leben nur inszenieren.

In »Was auf das Ende folgt« gibt es die sehr besondere Figur des Manny, eines Teenagers, der ein Gangster werden will. Nach Duchess aus »Von hier bis zum Anfang« werden die Leser ihr Herz nun an ihn verlieren.

Was bedeuten Ihnen diese besonderen jungen Menschen?

Ich begann vor fast zwanzig Jahren mit der Arbeit an Duchess und wusste, sie würde das Herzstück von »Von hier bis zum Anfang« werden. Als ich mit »Was auf das Ende folgt« anfang, ging es mir so mit Manny.

Er ist nach außen hin schnodderig, frech und aufbrausend, aber er hat auch ein riesengroßes Herz, liebt seine kleine Schwester über alles und hat eine innige Verbundenheit mit seiner alleinerziehenden Mutter. Manny, Duchess, sie bedeuten mir alles. Ohne diese unerschrockenen, starken Figuren könnte ich meine Geschichten nicht schreiben. Sie haben die Freiheit, ihre Meinung zu sagen. Eine Freiheit, die abnimmt, sobald man älter wird, Taktgefühl lernt und um Konsequenzen weiß. Wenn man Figuren wie Manny und Duchess kreiert, die die Welt eher in Schwarz und Weiß sehen, gibt man ihnen eine gewisse Furchtlosigkeit und einen starken moralischen Kompass mit. Ihre Gefühle liegen so dicht unter der Oberfläche, dass wir als Leser sofort in ihre Welt hineingezogen werden, mit ihnen leiden und hoffen, dass sie ihren Weg finden, egal wie schlecht die Chancen stehen.

Sind die Figuren in Ihren Büchern von Menschen inspiriert, die Sie kennen?

Nicht bewusst. Meine Freunde versuchen oft, Teile bestimmter Figuren für sich zu reklamieren, was mich immer zum Lachen bringt – bis sie einen Teil der Tantiemen verlangen. Vielleicht lasse ich mich unbewusst von meiner Umgebung inspirieren und greife bestimmte Charakterzüge auf, die ich dann beim Schreiben übertreibe oder abschwäche. Meine Figuren sind so sehr von ihrer Zeit, ihrem Lebensmittelpunkt und ihrer Situation geprägt, dass eigentlich niemand aus meinem Umfeld etwas mit ihnen zu tun haben kann. Sie fühlen sich für mich völlig real an. Ich verbringe Jahre meines Lebens mit ihnen und habe am Ende das Gefühl, dass ich sie kenne wie echte Menschen mit ihren Emotionen, Wünschen und Bedürfnissen. Hört sich das verrückt an?

Welche Schriftsteller bewundern Sie am meisten?

Ich bewundere jeden, der es schafft, ein Buch zu schreiben und zu vollenden. Das erfordert Geduld, Hingabe und mehr als nur ein wenig Wahnsinn.

Wie oben schon erwähnt, liebe ich John Hart. Kurz nachdem »Von hier bis zum Anfang« erschien, schrieb er mir in einer E-Mail, wie sehr ihm das Buch gefallen hatte. Das war ein ganz besonderer Moment. Es gab auch eine verrückte Zeit, als ich in der Bibliothek, in der ich früher gearbeitet hatte, Bücher zurückgab und später Nachrichten von genau diesen Autoren zu meinen eigenen Büchern erhielt: von Kristin Hannah, Mark Billingham und James Patterson. Ich lese außerdem alles von Cormac McCarthy, Jane Harper, Kazuo Ishiguro und Maggie O'Farrell.

Sie haben in einer Bibliothek gearbeitet. Hat diese direkte Begegnung mit Büchern und Lesern Sie zu einem besseren Autor gemacht?

Ich glaube, es hat mir unermesslich viel geholfen. Schon als Kind habe ich die Bibliothek geliebt und mich später auf jede Schicht dort gefreut. Ich konnte nicht nur viel lesen, sondern auch Leseempfehlungen mitbekommen, Kindern zuzuhören, wie sie ihre Leidenschaft für Geschichten entdeckten – Bibliotheken sind einfach wunderbare Orte.

Manchmal werde ich gefragt, wie ich mit Schreibblockaden umgehe, und die Antwort lautet: Lesen. Ich lese alles, von Krimis über Liebesromane bis hin zu Jugendbüchern. Ich verliebe mich jedes Mal, wenn ich ein gutes Buch in die Hand nehme. Es ist großartig, wie subjektiv die Buchbranche ist und dass es für jedes Buch Leserinnen und Leser gibt.

Ich mochte es auch, meine eigenen Bücher ahnungslosen Bibliotheksbesuchern unterzububeln. Wer während meiner Arbeitszeit um eine Empfehlung bat, bekam ein Exemplar meines Buches, egal für welches Genre sie oder er sich interessierte.

Und ich konnte Stunden lang durch die Gänge laufen und die turmhohen Regale auf mich wirken lassen. Dass ich meinen eigenen kleinen Platz in dieser Bücherwelt erschaffen konnte, das überwältigt mich noch immer.

Während ich mit Ihnen an meinen Büchern arbeite, wird mir erst richtig bewusst, wie viel Glück ich habe.

LESEPROBE

1 Und jetzt der Clown

Jim ließ die Jalousien herunter, stöpselte das Telefon aus und legte das Band ein. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, atmete durch und drückte auf Start. Das Rauschen war ein vertrautes, aber deshalb nicht weniger beunruhigendes Geräusch. Er wusste, was ihn erwartete.

Er übersprang die einleitenden Bemerkungen und hörte weiter, als Jess' Stimme ertönte.

»Das Babyfon ist so ein neues Modell mit Monitor. Unten in Harrys Zimmer ist eine kleine Kamera installiert, die Basisstation steht neben meinem Bett. Ich war nervös, weil Harry unten in seinem Zimmer schlief, vor allem weil es zwei Stockwerke tiefer liegt, im Tiefparterre. Ziemlich weit bis da runter. Das Haus ist eigentlich nicht geeignet für eine Familie. Aber Michael mochte es trotzdem.«

Jim drehte etwas lauter und schloss die Augen. Er hörte, wie sie einen Schluck Wasser trank, und zuckte leicht zusammen, als das Glas ihre Zähne berührte.

»Das Wort ›Tiefparterre‹ ist mir lieber, so hat es auch der Makler genannt. ›Keller‹ gefällt mir nicht, das klingt so gruselig, so dunkel und kalt. Trotzdem, Harrys Zimmer ist schön. An den Wänden kleben Tiersticker, die Decke haben wir blau gestrichen, himmelblau.«

Sie hustete leicht und rutschte auf ihrem Stuhl herum. »Es hat ein paar Wochen gedauert, bis ich mal länger als eine Stunde schlafen konnte. Ohne einen Blick auf den Monitor zu werfen, um nachzusehen, in welcher Lage er schlief oder ob er die Decke vom Bett gestrampelt hatte. Durch die Nachtsichteinstellung glühte das Zimmer irgendwie gespenstisch Grün, dann sah seine Haut so blass aus, dass ich glaubte, es ist ihm eiskalt da unten.«

Sie lachte. Es war ein kurzes, nervöses Lachen.

»Ich wusste eigentlich nicht, warum ich mich damals in der Nacht aufgesetzt habe, warum ich schwitzte, warum ich so starkes Herzklopfen hatte. Ich weiß noch, dass ich den Wecker nahm und sah, dass es 3:19 Uhr war.

Komisch ... an was man sich so erinnert.«

Wieder eine Pause, wieder ein Hüsteln.

»Ich sah auf den Monitor und sträubte mich dagegen, nach ihm zu schauen. Dieser Kontrollwahn hat mich verrückt gemacht ... Schließlich war er schon drei, kein Baby mehr. Ich griff nach dem Wasserglas ... Mein Hals war trocken und kratzig ... Bin mir nicht sicher ... Vielleicht wurde ich krank ... eine Erkältung oder so was.«

Sie räusperte sich. »Bin ich zu geschwätzig?«

Er hörte seine eigene Stimme. Gelassen, beruhigend, routiniert. »Nein, du machst das gut.«

»Ich habe mich wieder hingelegt und auf den leeren Bildschirm geschaut. Alles in Ordnung. Harry ging es gut. So war das jede Nacht, seit Michael weg war. Ich war ein Wrack ... Ich bin ein Wrack, völlig am Arsch. Die Frau, die ich mal war ... weg, verschwunden ... Ich bin mir nicht mal sicher, ob ich mich überhaupt noch an sie erinnere. Ich frage mich, ob ich sie jemals wiedersehe ... ich meine, diese Person. Hört sich das verrückt an?«

Er hatte sanft gelächelt und den Kopf geschüttelt.

»Meine Mutter hat gesagt, das braucht einfach seine Zeit, bis ich wieder in die Spur komme. Aber wie viel Zeit? Wie lange geht das so weiter, bis es wieder besser wird? Sie weiß es auch nicht, sie kann es mir nicht sagen. Ich warte auf den Tag, an dem ich nicht mehr an Michael denken muss, an dem der Schalter umgelegt ist, von Dunkel auf Hell. Gleichzeitig habe ich eine Heidenangst davor, neu anzufangen, dafür liebe ich ihn zu sehr. Verstehst du das, Jim?«

Er hatte ihr in die Augen geschaut und leicht genickt.

»Ich frage mich, wann ich wieder imstande bin, mich an den Esstisch zu setzen und nicht darüber nachzudenken, mit wem er isst, oder, noch schlimmer, mit wem er schläft. Es ist wie eine Krankheit, die einen auffrisst. Ich atme ihn ein, aber nie aus. Bedeutet das, dass ich völlig am Arsch bin, Jim? Es ist einfach nicht gerecht. Er ist einfach zur Tür rausgegangen. Für ihn ist es ein Leichtes, jemand anders zu finden. Ich bin jetzt eine alleinerziehende Mutter,

die mit dem Ballast, die, wenn nicht ein kleines Wunder geschieht, nie mehr einen anständigen Kerl erwischt ... einen, der Vater für das Kind eines anderen Mannes sein will. Wer will das schon? Ich meine, ehrlich jetzt? Ich versuche, diesen Gedanken zu verdrängen. Aber als ich nachts im Bett lag ... damals in der Nacht ...«

Sie versank in tiefes Schweigen.

Sie machten eine Pause. Diesmal, weil sie auf die Toilette musste.

Er dachte daran, das Band anzuhalten – das tat er immer an dieser Stelle. Er fuhr mit dem Finger über die Taste und zog ihn zurück, als ihre Stimme wieder ertönte.

»Es dauerte eine ewig lange Stunde, bis ich mich langsam entspannte. Ich konnte kaum noch die Augen aufhalten, meine Gedanken schweiften ab. Und dann hörte ich es.

Ein Flüstern.

»Jessica.«

Ich riss die Augen auf, mir stockte der Atem. Ich schaute auf den Monitor. Er war noch dunkel, das grüne Licht brannte noch.

Ich musste mir das eingebildet habe. *Reiß dich zusammen, Jess.* Das habe ich gedacht, Jim. Meine Gedanken spielten mir wieder einen Streich, so wie damals, als Michael mich zum ersten Mal verlassen hatte. Damals war es nicht so schlimm gewesen, weil Harry in meinem Bett geschlafen hatte – ich wollte das so, für ihn, aber auch für mich. Dabei wollte er eigentlich gar nicht. Stell dir das vor. Ein dreijähriger Junge, der alleine schlafen wollte. So erwachsen.« Sie räusperte sich.

»Ich setzte mich auf. Meine Hand zitterte, als ich nach dem Wasserglas griff.«

Er erinnerte sich, dass ihre Wangen glühten und ihre Augen unruhig umherblickten.

»Dann habe ich es wieder gehört.

»Jessica.«

Immer noch flüsternd, aber ein bisschen lauter diesmal.« Ihre Worte überschlugen sich.

IMMER WIEDER GING MIR DER GEDANKE DURCH DEN KOPF, WAS, WENN ICH MIR DAS NICHT EINGEBILDET HATTE?

»Ich ließ das Glas fallen. Ich hob den Monitor hoch und drückte auf den Knopf. Ich beruhigte mich wieder, als ich sah, dass Harry mit den Händen über dem Kopf auf dem Rücken lag und fest schlief. Seit er ein Baby war, schlief Harry so. Ich musste mir das eingebildet haben. Nur eine Stimme in meinem Kopf. Das habe ich mir immer wieder eingedet. Das macht man eben ... man rationalisiert. Ich beobachtete ihn, bis der Bildschirm wieder dunkel wurde. Ich stellte ihn wieder auf den Nachttisch und zwang mich dazu, mich wieder hinzulegen. Ich dachte, ich drehe durch, Jim. Ich nahm mir vor, am Morgen meine Mutter anzurufen und es ihr zu erzählen. Vielleicht kämen dann die Männer in den weißen Kitteln und würden mich irgendwohin bringen.

Ich konnte nicht wieder einschlafen. Immer wieder ging mir der Gedanke durch den Kopf, was, wenn ich mir das nicht eingebildet hatte? Was, wenn jemand in Harrys Zimmer war? Die Kamerasteuerung. Ich hatte die Kamerasteuerung vergessen. Ich nahm wieder den Monitor vom Nachttisch.



ICH SCHRIE, LIESS DEN MONITOR FALLEN UND GRIFF NACH DEM TELEFON.

An der Seite befanden sich vier Pfeile, mit denen man die Kamera bewegen konnte. Ich drückte auf den rechten Pfeil. Das Kameraauge fuhr an seinem Bett entlang, vorbei an seiner Spielzeugkiste, an dem Schaukelpferd und dem Bobby-Car. Ich hoffte, die Kamera machte kein Geräusch. Er schlief erst seit Kurzem durch, eine große Sache für einen Jungen, der vorher immer alle paar Stunden aufgewacht war.«

Jim konnte das Kratzen hören, als sich ihre Fingernägel vor Panik in den Tisch verkrallten.

»Die Kamera erfasste jetzt die gegenüberliegende Wand. Ich schwenkte wieder zurück. Und dann, kurz bevor das Bett wieder ins Bild kam, sah ich etwas. Ich bewegte die Kamera zurück auf Harrys Gesicht. Er sah so ruhig aus, Jim, so friedlich.«

Sie sprach leise, fast im Flüsterton.

»Ich drückte unregelmäßig auf den Pfeil. Ruckartig bewegte sich das Bild langsam nach rechts.

Ich drückte wieder. Das Bild ruckelte wieder weiter. Wieder und wieder ...«

Sie hielt inne und rang nach Luft.

An diesem Punkt hatte er eine Pause machen wollen, hatte schon den Mund geöffnet, sagte dann aber doch nichts.

»Und dann blieb das Bild an dem Schaukelstuhl hängen, der in der Zimmerecke gegenüber steht.

Ich sah eine Gestalt in dem Schaukelstuhl, konnte aber nichts erkennen, es war zu weit weg.

Ich wusste nur, dass da keine Gestalt sein sollte.

Jeden Abend sitze ich mit Harry auf dem Schoß in dem Schaukelstuhl und lese ihm eine Geschichte vor. Ich kniff die Augen zusammen und schaute angestrengt.

Ich drückte auf den Zoomknopf und sah, wie die Gestalt langsam zu etwas wurde, das ich erkannte.

Ein Mann.

Ein Mann im Zimmer meines Sohnes.«

Ihre Stimme begann heftig zu zittern.

»Der Mann trug eine Clownsmaße.«

Er schluckte und merkte, dass sein Hals trocken war.

»Ich schrie, ließ den Monitor fallen und griff nach dem Telefon.

Ich hielt es an mein Ohr, aber die Leitung war tot ... der Sturm. Ich lief durchs Schlafzimmer und blieb abrupt stehen, als ich etwas unter meinen Füßen spürte. Fast hätte ich wieder geschrien, aber dann sah ich das Glas auf dem Boden. Wasser. Das Wasser, das ich verschüttet hatte.«

Die Kratzgeräusche wurden lauter, schneller.

»Ich schlich die erste Treppe hinunter, wischte mir den Schweiß aus den Augen.

Ich ging durch den Gang und in die Küche. Ich konnte draußen den Regen sehen, weil ich die Jalousien nicht heruntergelassen hatte. Ich ging zum Messerblock und zog das größte heraus, das Tranchiermesser. Auf der zweiten Treppe nach unten blieb ich stehen und lauschte.

Mein Herz klopfte so schnell, Jim, dass ich nichts anderes hören konnte.

Bumm.

Bumm.

Wieder und wieder.

Ich holte Luft und lief zur Tür, drückte den Griff hinunter und stürzte ins Zimmer.

Schreiend schlug ich auf den Lichtschalter, umklammerte das Messer so fest, dass meine Fingerknöchel weiß wurden, und starrte auf den Schaukelstuhl.

Kein Clown.

Dann schaute ich zu Harrys Bett.

Ich ließ das Messer fallen und sank auf die Knie.

Mein Sohn war nicht da.

Er war weg.

Harry war weg.«

ERSCHEINT AM:

30-06²²



448

SEITEN

22,00 €|D

22,70 €|A

CHRIS
WHITAKER

WAS AUF DAS
ENDE FOLGT

Hardcover mit

Schutzumschlag

ISBN 978-3-492-07152-9

Bestellen Sie Ihr digitales

Leseexemplar zum

Erscheinungstermin auf

piper.de/leseexemplare oder

schreiben Sie eine E-Mail an:

sales_reader@piper.de

(BuchhändlerInnen)

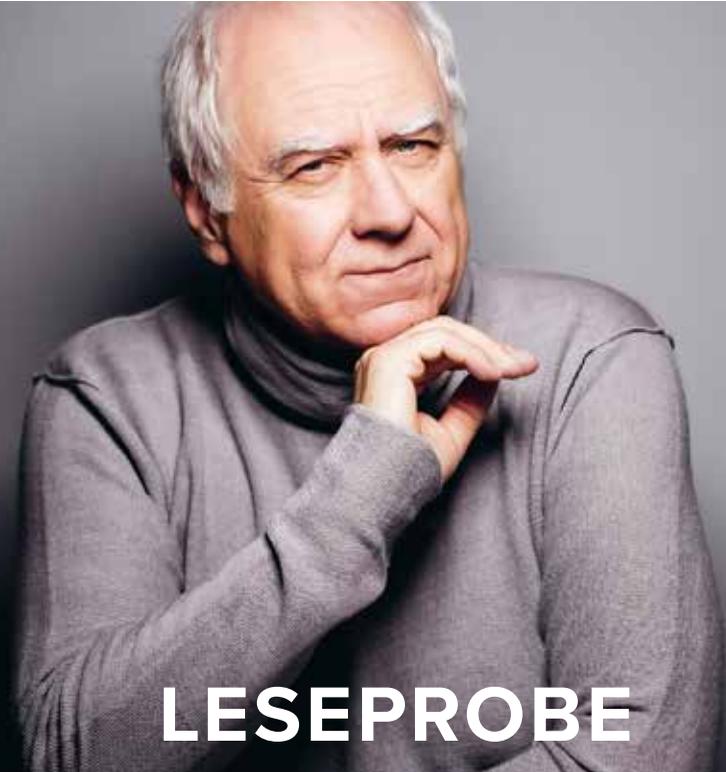
press_reader@piper.de

(Presse)



»DAS SCHAFFST DU EH NICHT«

Immer ein Aber auf den Lippen ist Bruno Jonas von Anfang an auf Kollisionskurs. Das väterliche »Das schaffst du eh nicht« ständig im Ohr, findet er in der satirischen Zuspitzung der politischen Zustände sein eigentliches Metier. Lustvoll übertreibend und die Pointe fest im Blick, stiftet der Metzgerssohn Verwirrung auf allen Seiten und rebelliert gegen althergebrachte Traditionen und Autoritäten. Kritisiert wird alles, was sich ihm in den Weg stellt: die Familie, die katholische Kirche, das Bildungssystem, Kapitalismus, Sozialismus, Neoliberalismus. Dies ist keine Autobiografie im üblichen Sinne, vielmehr die Fiktion einer Lebensgeschichte, eine subversive Erzählung, die sich am wirklichen Bruno Jonas orientiert.



LESEPROBE

Der Anruf

Rosa Maria, meine Frau, genannt Rosi, behauptet, den Anruf habe es tatsächlich nie gegeben. »Alles ausgedacht!« sagt sie, und zeigt mir eine lange Pinocchio-Nase. Ein Fake sei dieser Anruf und sonst nichts! Aus der Luft gegriffen!

Ich hingegen könnte schwören, dass ich mit einem Mr Joe Goodness von Netflix telefoniert habe. Ich kann mich deshalb so genau daran erinnern, weil ich gerade dabei war, mich in Richard Wagners *Tannhäuser* einzuhören. Das Lied an den Abendstern war soeben verklungen. Ich denke noch H-Dur, wunderbar! Bryn Terfel, denke ich, ja, warum nicht. Ich wollte die Arie noch einmal hören, ging an den CD-Player, da klingelte das Telefon. Ich hob gedankenverloren ab. Quasi in H-Dur nannte ich meinen Namen.

Meine Gedanken klingen in der Regel in Dur und Moll. Jedoch nicht nur, es gibt auch gedankliche Formen, die dazwischenliegen, die vermindert, bisweilen sogar schräg intonieren, mit einer Sekunde oder None versehen sind. Und manchmal überwiegt allein der Klang, die gedankliche Schärfe bleibt dann im Ungefahren.

Es gibt aber auch Gedanken, die tonlos durch mein Bewusstsein ziehen. Das Unverständliche wird durch Harmonien und Disharmonien nicht verständlicher.

»Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache.« Das ist pure Romantik! Klingt bei mir in G-Dur. Natürlich Heidegger. Und was wäre dann unverstandenes Sein? Palaver. Worte ohne Sinn und Bedeutung.

»Hallo? Herr Jonas? – Sind Sie dran? Oder wollen Sie weiter Heideggern?«

Eine Männerstimme, die deutsch mit Kaugummi-Akzent spricht. Nicht unangenehm, aber unverkennbar ein Amerikaner. Im Hintergrund lief *Tannhäuser* weiter.

»Ah«, sagte der Ami, »Sie hören Wagner. Mein Name ist Joe Goodness.«

Und dann fragte er, ob ich einen Moment Zeit hätte. Ich reagierte ein wenig angegriffen, wie es meine Art ist: »Natürlich nicht, was glauben Sie denn?«

Er glaube ja, er könne aber auch später nochmal anrufen, um mich zu fragen, ob ich einen Moment Zeit hätte. Mr Goodness kam sich wohl witzig vor.

»Später hab ich noch weniger Zeit!«, rief ich entsetzt, eindeutig ironisch.

»Das dachte ich mir«, sagte er da. »Dann sollten wir jetzt die Gelegenheit nutzen.«

»Was finden Sie eigentlich so komisch dabei, jemanden zu fragen, ob er einen Moment Zeit hätte?«

Goodness lachte. »Je länger man lebt, desto weniger Zeit hat man«, hielt er mir entgegen.

»Oh, ein Philosoph«, sagte ich.

»Herr Jonas, Sie sind komisch. Sie kennen mich nicht. Aber ich kenne Sie!«

»Aha! Endlich einer, der mich kennt!«, jubelte ich. Ich merkte, der Dialog lief in die falsche Richtung, und ich hatte keine Lust auf philosophische Tiefgründigkeiten. Andernfalls hätte ich das Problem der Zeit kurz anreißen und auf Kant verweisen können.

»Sie wollen doch jetzt nicht im Ernst mit mir über die Zeit an sich reden?«, fragte ich provokant.

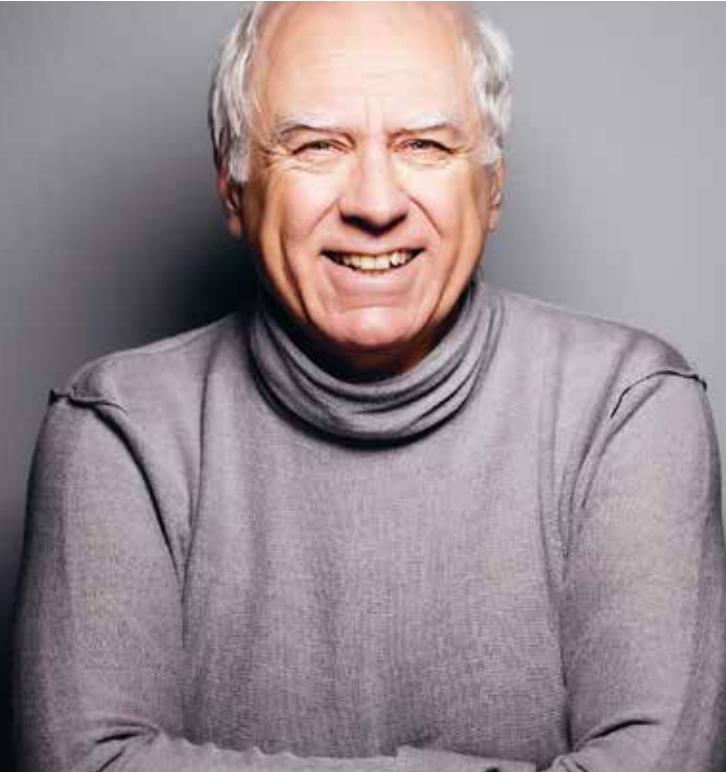
»Warum nicht?«, sagte er. »Sie werden bestimmt gleich Kant zitieren, nehme ich an.«

»Ach so, ja dann ist das etwas ganz anderes«, sagte ich. »Das menschliche Dasein ist begrenzt«, begann ich, um zu einem Sprung in die Gedanktiefe anzusetzen, doch Goodness kam mir zuvor.

»Herr Jonas, ich verstehe, dass Sie überrascht sind«, sagte er, »so lieben wir sie. Denn wenn Ihr Mienenspiel zeigt, dass Sie sich einer Überraschung bewusst werden, lässt Sie das unfreiwillig komisch aussehen.«

»Ja...«, entfuhr es mir ungläubig.

»Zum allerersten Mal bewusst wurde Ihnen diese Komik in der Operette *Die Landstreicher*, in der Sie am Stadttheater in Humboldtskirchen einen gehörnten ungarischen Adligen spielten. Der Regisseur Gerd Potyka hatte Ihnen geraten nach der Pointe, die Sie für keine hielten, eine Pause zu machen, um den Lacher im Publikum zuzulassen. Sie rechneten nicht damit.



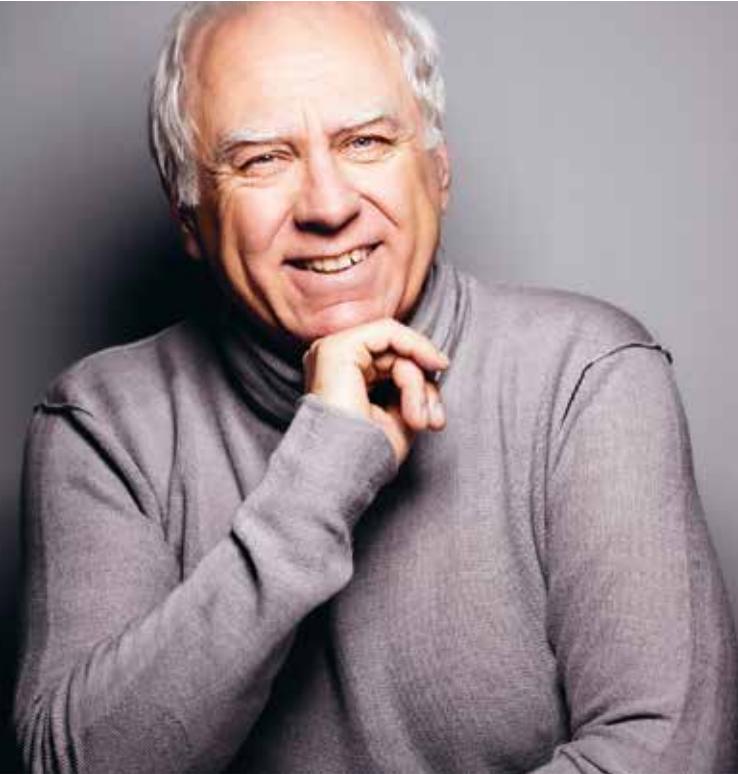
HERR JONAS, WIR WISSEN ALLES ÜBER SIE.

Als in der Premiere die Zuschauer exakt an der richtigen Stelle lachten, waren Sie ehrlich überrascht. Ihre Miene des Staunens löste weitere Lacher aus. Nach der Premiere nahm Sie Gerd Potyka zur Seite und riet Ihnen, die Abfolge der Reaktionen in Ihrem Gesicht beizubehalten, was Sie für die folgenden Vorstellungen beherzigten und perfektionierten. Sie erinnern sich? »Ja«, gab ich zögernd zu. Ich war baff. Dieser Mr Goodness war mir unheimlich. Er wusste über Dinge Bescheid, die im Grunde genommen nur ich selbst wissen konnte. Kannte er sich in meinen Erinnerungen besser aus als ich?

»Herr Jonas, wir wissen alles über Sie«, informierte er mich.

»Ja, den Eindruck habe ich auch.«

»Und falls Sie irgendetwas vergessen haben sollten, helfen wir Ihnen. Da können Sie ganz beruhigt sein.«



▼
**WIR VON
NETFLIX
SUCHEN DEN
TYPISCHEN
DEUTSCHEN,
DENN WIR
PLANEN
EINE NEUE
GROSSE
SERIE ZUM
DEUTSCHEN
AN SICH.**

»Bin ich aber ganz und gar nicht. Im Gegenteil, es beunruhigt mich.«

»Ein bisschen Unruhe kann nicht schaden. Worüber Sie weniger gut informiert sind, ist Ihre Gefühlswelt. Wir sind sehr gespannt, wie Sie diese Daten von heute aus bewerten. Mit welchen Gefühlen Sie die wichtigsten Stationen Ihres öffentlichen und privaten Lebens durchschritten haben. Ihre erste Premiere auf der Bühne der Münchner Lach- und Schießgesellschaft, »Umzingelt« hieß das Programm, da wurden Sie vom Lampenfieber geschüttelt, Sie hatten, wie Sie damals feststellten »elektrische Unterarme«, so als hätten Sie soeben in eine Steckdose gefasst. Oder die Szene in der kleinen Küche hinter der Bühne, wo Sie kurz vor Beginn der Vorstellung Ihre heutige Frau, die in der »Lach- und Schieß« an der Kasse saß, mit der Ankündigung überfielen, sie einmal zu heiraten.«

»Ja, das ist richtig. Aber was wollen Sie eigentlich von mir?«

»Wir von Netflix suchen den typischen Deutschen, denn wir planen eine neue große Serie zum Deutschen an sich.«, verkündete Mr Goodness.

»Zum Deutschen an sich«, wiederholte ich ungläubig.

»Ja«, bestätigte er. »Und unser Algorithmus hat Sie ausgeworfen.«

»Wie bitte? Der Algorithmus hat mich, Bruno Jonas, als typischen Deutschen identifiziert?«



Jetzt fing das Gespräch an, interessant zu werden.

»Ja«, meinte Goodness, »wir sind sicher, dass Sie ein typischer Deutscher sind.« »Ich will aber kein typischer Deutscher sein!«, rief ich.

Er lachte. »Das haben Sie leider nicht in der Hand.«

»Ihr Algorithmus hat sich geirrt. Ausgeschlossen!«, wehrte ich mich.

»Wir haben alle Ihre Lebensdaten mit den typischen deutschen Charaktermustern, den deutschen Traditionen, Sitten und Gebräuchen, auch Gesinnungen, abgeglichen und über 90% Übereinstimmungen gefunden.«

»Typisch deutsche Muster?«, knurrte ich skeptisch. »Typisch deutsch gibt es nicht. Typisierungen sind Konstrukte von Klugscheißern, die bereit sind, individuelle Unterschiede zu übersehen.«

»Alles richtig, Herr Jonas. Aber Typisierungen helfen, Phänomene einzuordnen, um Unterschiede sichtbar und verständlich zu machen. Ihr gesamtes bisheriges Leben weist überdurchschnittlich viele Bezüge zur deutschen Geschichte auf. Ihr Vater war heimatvertriebener Ostpreuße. Generationen vorher war der vom katholischen zum protestantischen Glauben konvertierte Jonasclan aus dem Salzburger Land gezwungen, in das Preußen Friedrich des Großen zu fliehen, wo er einer königlichen Urkunde zufolge das Recht erhielt, als Gerber und Metzger seinen

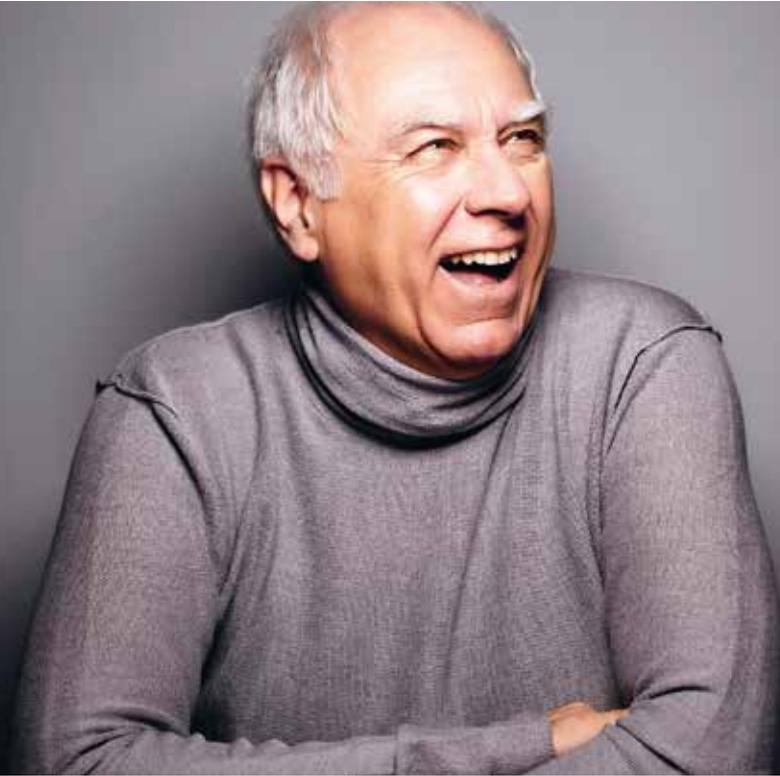
Lebensunterhalt zu bestreiten. Das ist nur eine der vielen historischen Verwicklungen Ihres männlichen Familienzweiges, die darauf schließen lassen, dass sich in den Tiefen ihrer deutschen Seele zahlreiche Ablagerungen finden, die auf frühere geschichtliche Ereignisse zurückzuführen sind. Die niederbayerische Linie der mütterlichen Seite reicht zurück bis in die römische Besatzungszeit... Die Nachfahren Ihres Urahns Jonas, des Propheten, stehen am Beginn einer Genealogie, deren vorläufig letzter Spross Sie sind.«

»Sie sind ja gut informiert.«, stellte ich fest.

»Herr Jonas, wir wissen alles über Sie. Wir kennen sogar die näheren Umstände Ihrer Geburt, Ihre frühesten Prägungen, Ihre gesamte Entwicklung von Anfang an liegt offen vor uns. Wir wissen von Ihrer Weigerung in den Kindergarten »St. Josefsheim« der Englischen Fräulein zu gehen, von Ihrer Abneigung gegen die Schulmilch, bis hin zu den kuriosen Beweggründen, Sie, statt auf das humanistische Gymnasium, wo Sie besser aufgehoben gewesen wären, auf die Oberrealschule Humboldtskirchens zu schicken, wo Sie vollkommen fehl am Platz waren. Daran erinnern Sie sich sicher.«

Fehl am Platz war ich oft. Das stimmte, dachte ich.

»Äußerst seltsam, finden Sie nicht, ist, dass Sie die Reifeprüfung bestanden haben. Trotz der widrigen Umstände? Welche Erklärung haben Sie dafür?



Und Sie müssen uns auch erklären, warum Sie sich für ein Studium der Germanistik, der Politologie und Philosophie entschieden haben. Wir sind wirklich sehr gespannt, wie dieser Entschluss zustande kam. Sehr seltsam ist das. Sie sollten doch eigentlich das Metzgerhandwerk erlernen, warum haben Sie sich dagegen mit Händen und Füßen gestäubt? Katholischer Priester war auch eine Option. Warum sind Sie nicht in die Theologie eingestiegen? Sie könnten heute als Bischof eine Diözese leiten. Oder gar in Rom bei der Kurie einen hohen Posten bekleiden. Möglicherweise hätte man Sie zum Papst gewählt? Papst Nepomuk der erste. Sie hätten diesen Namen gewählt, stimmt's?»

»Ganz von der Hand weisen kann ich das nicht«, gab ich kleinlaut zu.

»Doch was wäre denn daran bitte schön typisch deutsch?«, warf ich ein.

»Na, überlegen Sie mal. Verbindet man nicht mit dem typisch deutschen Wesen die Rede von oben herab, von einer Kanzel?«, gab er zurück.

»Das ist etwas dran«, murmelte ich und verstummte. Ein knisterndes Rauschen lag in der Leitung. Ich hüllte mich in Schweigen.

»Hallo, Herr Jonas, sind Sie noch da?«

»Nein«, gab ich trocken heraus. »Ich bin grad ganz woanders.«

»Ich kann verstehen, dass Sie jetzt irritiert sind. Sie fragen sich, woher wir unser Wissen über Sie beziehen.« Ich schwieg.

»Sie müssen nicht antworten, Herr Jonas, nehmen Sie sich Bedenkzeit. Ich melde mich wieder.« Aufgelegt.

Nachdem ich wieder zu mir gefunden hatte und der erste Schrecken über diesen Anrufer, der alles über mich und mein Leben weiß, aus meinem Gemüt abgezogen war, begann ich mir einzureden, dass ich mich kurzfristig in einem bösen Traum befunden hatte. Vielleicht gab es irgendwo in meinem Hirn eine hoffentlich vorübergehende Störung, die Mr Goodness hervorgebracht hatte? Eine synaptische Furche im Erinnerungszentrum, in der durch Grabungsarbeiten im Unbewussten »Blindgänger« freigelegt wurden, die damals Mitte der 70er-Jahre nicht zündeten. Ich habe dem Trend der Zeit folgend bewusstseinsweiternde Stoffe eingeworfen. Sunshine Trips, Haschkekse, Captagon, AN1, Librium, psychische Aufheller und Verdunkler, »narrische Schwammerl« und Speed. Ein teuflischer Cocktail! Und jetzt entfaltet diese Kombination aus allem nach Jahrzehnten seine unheilvolle Wirkung.

Im Hintergrund lief immer noch *Tannhäuser*. Das Thema des Eremiten-Chors schwoll mächtig an. Volles Blech!

ERSCHEINT AM:

27-10²²



22,00 € | D

22,70 € | A

320
SEITEN

BRUNO
JONAS

»DAS SCHAFFST
DU EH NICHT«

Mein Leben, wie es
nicht war

Hardcover mit
Schutzumschlag
ISBN 978-3-492-05729-5

Bestellen Sie Ihr digitales
Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf
piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)

SUCCESSION GAME



WERKSTATTBERICHT

Ein Buch zu schreiben ist immer ein Erlebnis, und ich habe es in all den Jahren noch nie geschafft, dass der Weg vom Anfang bis zum Ende gerade verläuft. Aber kein anderes Buch hat mir so viel abverlangt, mich innerlich so umgekrempelt und mir neue Horizonte aufgespannt wie »Succession Game«. Es ist in vielerlei Hinsicht ein Buch der *bold decisions*, ein »Jetzt erst recht!«-Buch, irgendwie auch ein »In your face!«-Buch, aber vor allem ein »Wenn, dann richtig!«-Buch. Dabei stand am Anfang eigentlich nur die recht simple Idee eines Live-Action-Computerspiels namens SUCCESSION GAME: Die Teilnehmenden schlüpfen selbst in die Rolle einer Spielfigur, um in verschiedenen Rätsel- oder Aktionsspielen gegeneinander anzutreten, bis nur eine von ihnen übrig bleibt, um eine große Summe Geld zu gewinnen. Ich stellte mir vor, dass es ein cooler, actionreicher Unterhaltungsroman in einem leicht neofuturistisch angehauchten Setting werden würde. Aber kaum hatte ich mich hingesezt, um mir über die Details Gedanken zu machen, wurde mir klar: Um diese Idee am effektivsten umzusetzen, braucht es nicht nur besondere HeldInnen, sondern auch einen ganz besonderen Handlungsort, an dem das Spiel ausgetragen wird. Und einen düsteren Twist, der der Action einen tieferen Sinn gibt.

Nach reiflicher Überlegung fiel meine Wahl auf das Jahr 2054. Das ist die Zukunft, wenn auch keine allzu ferne. Daher finden sich in der Welt, durch die sich die ProtagonistInnen bewegen, viele der heute relevanten gesellschaftlichen Probleme wieder. Manche haben sich weiterentwickelt, manches hat sich verschärft, für manches wurden Lösungen gefunden. Und obwohl es natürlich Fiktion ist, soll es sich doch so realistisch wie möglich anfühlen, wenn ich zu projizieren versuche, wo wir in etwa 30 Jahren sein könnten. Was für Menschen leben dann hier in Zentraleuropa, und vor allem: Wie leben sie miteinander? Welche Herausforderungen stellt ihre Umwelt an sie, und wie sieht ein ganz normaler Alltag in dieser Zukunft aus?

Allgegenwärtig sind bei solchen Überlegungen natürlich der Klimawandel und seine Folgen. Der Sachbericht des IPCC zeichnet diesbezüglich ein düsteres Bild, und angesichts der aktuellen politischen Lage besteht wenig Grund zu Optimismus, dass wir dagegen noch etwas tun können oder werden. Umso wichtiger erscheint es also für einen Roman wie »Succession Game«, Modelle zu finden, wie die Gesellschaft damit umgehen könnte, wenn die Folgen noch deutlicher spürbar werden als sie es heute schon sind. Wie wir uns neu strukturieren,

reagieren, uns anzupassen versuchen, wenn es immer weniger habitable Räume auf der Welt gibt und die günstiger gelegenen Regionen sich darauf einstellen müssen, unzählige Klimaflüchtlinge aufzunehmen. Mein erster Gedanke in diesem Zusammenhang war, dass größere Städte entstehen müssten und der Wohnraum darin neu verteilt würde, sodass sehr viel mehr Menschen auf sehr viel dichterem Raum leben können als bisher. Bei meinen Recherchen zu dem Thema, wie solche Megacitys organisiert und geplant werden könnten, stieß ich auf die Earthship-Architektur des US-amerikanischen Architekten Michael Reynolds. Earthships sind aus geupcycltem Müll gebaut – beispielsweise aus Altglas oder dem Schrott abgewrackter Autos – und versorgen sich selbst über geschlossene Energie- und Wasserversorgungskreisläufe. Davon inspiriert habe ich für »Succession Game« die NeoEco-Zentralballungsräume entworfen: Riesige Metropolen an den ehemaligen Standorten wichtiger Großstädte wie Berlin, Paris oder Helsinki, die nach den NeoEco-Architekturrichtlinien neu gestaltet, umgebaut und erweitert wurden, um das halbwegs emissionsarme und ressourcenschonende Zusammenleben von Milliarden Menschen zu ermöglichen. Aktuell fehlen zwar noch Daten dazu, ob sich eine Earthship-inspirierte Bauweise überhaupt für Hochhäuser eignen würde, aber ich habe optimistisch entschieden, dass innerhalb von 30 Jahren schon jemand herausfindet, wie das funktionieren kann.

Wie aber leben die Menschen nun in diesen Megastädten? Wie kommen sie mit der beschränkten Privatsphäre und den minimalisierten Rückzugsräumen zurecht – und mit der Ressourcenknappheit, die im Jahr 2054 deutlich spürbar sein dürfte? Wir befinden uns in einem Setting, in dem von den meisten Alltagsgegenständen nur noch das Nötigste produziert werden kann. In den NeoEco-Zentralballungsräumen wird der Wohnraum sehr streng reglementiert; die Menschen leben in winzigen, weitgehend nackten Kompartiment-Zellen. Unnötige Gegenstände wie Dekoartikel oder Raumaustattung wie Tapete und Holzfußböden sind kaum noch erhältlich und für den Großteil der Bevölkerung völlig unerschwinglich. Ist es unter diesen Umständen überhaupt möglich, Alltag und Freizeit

auch nur annähernd so zu gestalten, wie wir es heute gewohnt sind? Wie entsteht Individualität jenseits von urbanem DIY, wenn kaum Materialien zur Verfügung stehen?

Die Antwort: Augmented- und Virtual-Reality-Programme. In »Succession Game« begleiten wir die Studierenden Yez und Hathaichanok durch ihr tägliches Leben im Zentralballungsraum Berlin und beobachten gemeinsam mit ihnen die Welt durch die Display-Gläser von Cyberbrillen. Diese Brillen sind im Jahr 2054 allgegenwärtig, weil sie eine einfache, effektive Methode darstellen, die reizarme Umwelt visuell aufzupeppen.

Der Siegeszug der augmentierten Alltagsgestaltung geht allerdings noch weiter: Viele Medienformate, aber auch die immer wichtiger werdenden Sozialen Medien und vor allem Gameshows setzen zunehmend auf die AR/VR-Technologie. Und hier kommt endlich das titelgebende SUCCESSION GAME wieder ins Spiel: Als AR-Escape-Room-Abenteuer ist es absoluter Spitzenreiter der Branche und wird Staffel für Staffel von Millionen Fans verfolgt, so auch von Yez und Hathaichanok. SUCCESSION GAME bietet Realitätsflucht für alle, und den ausgewählten Teilnehmenden sogar eine gänzlich neue, durch neurochemische Personality Former induzierte Identität als GameheldIn: Genau, was die von der reizarmen, durchgetakteten und einengenden Realität frustrierten Menschen brauchen. Denn wer träumt nicht davon, selbst HeldIn eines Actionspiels zu sein, mit außergewöhnlichen Fähigkeiten spannende Live-Escape-Rooms zu lösen und vielleicht nebenbei auch noch eine beachtliche Summe Geld zu gewinnen? SUCCESSION GAME ist so beliebt, weil es den fiktiven Ausbruch aus dem System zelebriert, Befreiung und Veränderung – eben das, was vielen Menschen in ihrem streng reglementierten Alltag abgeht.

Aber natürlich ist nicht alles Gold, was glänzt, und SUCCESSION GAME wurde nicht aus selbstloser Liebe oder als therapeutischer Ansatz für Mensch und Gesellschaft entwickelt. Wo ein erfolgreiches Konzept ist, ist der Kapitalismus nicht weit. Gerade in einer Welt, in der die meisten Luxusgüter kaum noch handelbar sind und etliche Konzerne Insolvenz anmelden oder sich von den größeren Playern

aufkaufen lassen müssen, gewinnen die wenigen unter ihnen, die sich auch in diesem Szenario noch halten können, mehr und mehr an Monopol und Einfluss. Medizin, Lebensmittel und ressourcenschonender Luxus (also vor allem digitaler, augmentierter Luxus) sind die absoluten Gewinner dieser futuristischen Industrie. Wer das anbieten kann, hat Geld und Macht – und die werden leider nicht immer zum Gesamtwohl der Bevölkerung eingesetzt. Auch der weltgrößte Medienkonzern dEEp Inc., der SUCCESSION GAME produziert, ist eng verbandelt mit der Regierung, die sich nicht nur sehr interessiert an seinen High-End-Augmentationstechnologien zeigt, sondern auch an den neurochemischen Personality Formern, mit denen im Spiel die HeldInnen-Persönlichkeiten erzeugt werden. dEEp Inc. ist wie etliche andere Megakonzerne tief involviert in politische und auch militärische Entscheidungen und nimmt immensen Einfluss auf die Gesetzgebung – leider allzu oft nicht im Sinne des Allgemeinwohls, sondern allein zur persönlichen Bereicherung und weiterem Machtgewinn.

So viel Eigennutz und Bereicherung an der Bevölkerung braucht in einer ausgewogenen Geschichte natürlich einen Gegenpart. Und glücklicherweise gibt es auch in 30 Jahren noch die Menschen, die dagegen sind und sich weigern, das Diktat der Mächtigen einfach hinzunehmen. Ganz ähnlich wie das gesamte alltägliche Leben sich immer mehr ins Digitale verlagert, finden auch Rebellion und Anarchie zunehmend im Netz statt und richten sich vehement gegen die Megakonzerne, die die Politik nach ihren Interessen beeinflussen und Kapital aus der schwierigen Lebenssituation der meisten Menschen schlagen. So treffen wir in »Succession Game« die Hackerin Lucille, die aus dem Libanon stammt und von dort aus mit Cyberangriffen gegen das unterdrückerische Regime vorgeht, und das IT-Genie Arc, der sich mit dEEp Inc. anlegt und versucht, SUCCESSION GAME zu zerstören.

Und dann ist da noch die Wissenschaft. Natürlich gibt es in der Science von »Succession Game« sehr viel Fiction, aber Konzepte wie das Tissue Modelling in der Biotechnologie, oder drogeninduzierte Erinnerungsverfälschung in den kognitiven Neurowissenschaften sind heute schon aktuell, sie werden aktiv in der

Forschung angewandt, und sie sind definitiv Grundlage genug, um darauf die beklemmendsten Konzepte zu entwickeln, wo diese Wissenschaft in Zukunft hinführen könnte. So werden in »Succession Game« beispielsweise Teile der Haut entnommen, um sie, verbessert mit funktionalen Zellen anderer Tierarten, wieder einzusetzen. Die Chemikalien, die die Game-Personas in ihre Hosts implementieren, tun dies, indem sie mithilfe von Neurotransmittern das Gehirn stimulieren und falsche Erinnerungen bis hin zu einer Persönlichkeitsspaltung erzeugen. Das alles könnte bei einer entsprechenden Entwicklung der Forschung durchaus möglich sein – darüber schwebt allerdings immer die Frage: Sollte oder gar darf man etwas tun, nur weil man es kann? Es war mir wichtig, diesen Aspekt auch vor meinem eigenen Hintergrund als Neurobiologin stets kritisch zu hinterfragen, und ich hoffe, dass es auch den Lesenden Anreiz geben wird, die eigenen ethisch-moralischen Grenzen ein wenig auszuloten – denn die können individuell sehr unterschiedlich sein.

Noch wichtiger als das Setting sind mir aber die Figuren, die sich darin bewegen. »Succession Game« hat einen Cast mit Personen recht unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Herkunft. Es gibt diejenigen, die in das Setting hineingeboren wurden, und die, die sich nachträglich daran anpassen mussten; solche, die davon profitieren, und andere, die dagegen ankämpfen müssen, um ihren Platz darin zu finden. Daraus resultiert, dass sie die Gegebenheiten auf recht unterschiedlichen Leveln als normal und selbstverständlich hinnehmen; dass sie unterschiedlich stark sensibilisiert sind und auch unterschiedlich achtsam mit ihrem Umfeld interagieren. Ein Konzernchef, der einer der größten Nutznießer des Systems ist, schert sich beispielsweise vermutlich viel weniger um genderneutrale Sprache als die nichtbinäre Person, deren tägliche Lebensrealität eng damit verwoben ist. Eine zentraleuropäische Studentin mit staatlicher Förderung nimmt das soziale Ungleichgewicht anders wahr als der in Armut geborene Hacker oder die libanesische Freiheitskämpferin. Wenn all diese Menschentypen in einem spannungsgeladenen Umfeld wie dem SUCCESSION GAME aufeinandertreffen, erzeugt das viel Konflikt und Reibung, was der Dynamik der Geschichte natürlich zugutekommt.

Anders als beim Setting, das insgesamt ein recht düsterer Ort ist, will ich bei den Menschen und ihrem Umgang miteinander aber auch positive Entwicklungen zeigen. Und zwar vor allem dadurch, dass die natürliche Diversität der Gesellschaft viel selbstverständlicher und respektvoller wahrgenommen wird als in der Gegenwart. Wir beginnen ja heutzutage erst, endlich zu sehen, wie vielfältig unsere Gesellschaft schon immer war, und dass diese Vielfalt in allen Lebensbereichen anerkannt, repräsentiert und gleichgestellt behandelt werden muss. Ich persönlich wünsche mir sehr, dass sich das in den kommenden Jahrzehnten in eine positive Richtung entwickelt, sei es in Bezug auf kulturelle und ethnische Diversität, auf Menschen mit Behinderungen oder neurodiversen Merkmalen, oder auch in Bezug auf sexuelle Orientierung oder Genderidentität. Deshalb habe ich es für meinen Roman auch bewusst so gewählt – als einen Weg, der noch nicht zu Ende ist, aber doch ein gutes Stück weiter, als wir es heute sind.

Das Ergebnis dieser Überlegungen ist ein bunter Cast, für dessen Authentizität ich so gründlich wie möglich recherchiert habe. Ich habe mit Angehörigen der jeweiligen Personengruppen gesprochen, Bücher gelesen und Dokumentationen gesehen. Nichtsdestotrotz gibt es natürlich Facetten der Lebensrealität, gerade von Menschen aus marginalisierten Personengruppen, die sich für mich von außen nicht nachvollziehen lassen. Und ich wollte unbedingt vermeiden, unbeabsichtigt diskriminierende und möglicherweise verletzende Darstellungen dieser Personengruppen in meinen Text zu schreiben, der doch genau das Gegenteil bewirken soll. Aus diesem Grund arbeitet »Succession Game« mit sogenanntem Sensitivity Reading – eine besondere Form des Lektorats, bei der das Augenmerk darauf liegt, ebensolche diskriminierende und verletzende Darstellungen zu vermeiden.

Ich empfinde diese Art der Textarbeit als enorm lehrreich und bereichernd – im Fall einer meiner ProtagonistInnen, Yez, sogar weit über das Inhaltliche hinaus. Yez ist nichtbinär, empfindet sich selbst also weder als männlich noch als weiblich, und nutzt daher sogenannte genderneutrale Neopronomen. Eine echte sprachliche Herausforderung – und die Wahl eines solchen Pronomens ist erst der Anfang, denn

Sprache besteht ja nicht nur aus Pronomen. Es ist erstaunlich, wie viele geschlechtszuweisende Begriffe, Formen und Wendungen wir täglich verwenden, ohne darüber nachzudenken. Das allgegenwärtige generische Maskulinum ist nur das herausstechendste Beispiel dafür. Also entschloss ich mich, den Text komplett genderneutral zu schreiben – erwähnte ich, dass »Succession Game« ein »Wenn, dann richtig!«-Buch ist?

Denn damit nicht genug: Ja, Sprache besteht nicht nur aus Pronomen, aber Interaktion besteht auch nicht nur aus Sprache, und wo ich nun schon einmal angefangen hatte, wollte ich den ganzen Weg gehen. Ich wollte, dass sich Diversität einerseits im achtsamen und möglichst gewaltfreien Gebrauch von Alltagssprache widerspiegelt; aber auch zeigen, dass es möglich ist, respektvoll miteinander umzugehen und sogar grob und rau im Ton zu sein, ohne einander durch -ismen und Mikroaggressionen zu verletzen. Ganz sicher habe ich zu dem Zeitpunkt, an dem das Buch erscheint, bereits wieder mehr dazugelernt und würde einige Dinge noch einmal anders machen, aber ich hoffe, dass es mir zumindest weitestgehend gelungen ist! Wunderbare Hilfe hatte ich jedenfalls von wunderbaren Menschen, die aus eigener Erfahrung genau wissen, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit sie sich nicht länger marginalisiert, sondern geschätzt, gehört und würdevoll behandelt fühlen.

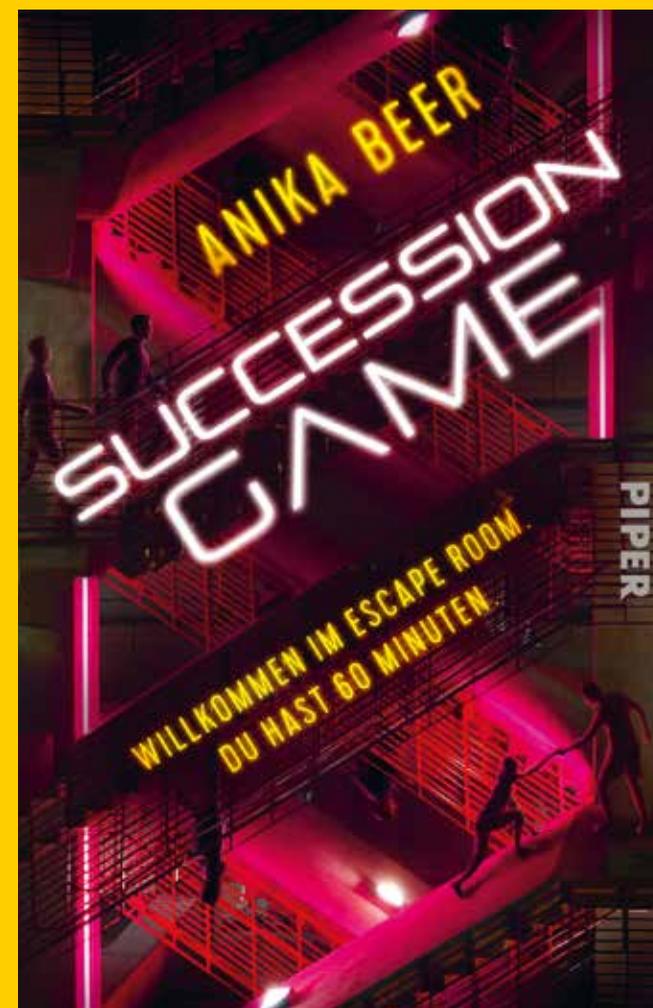
So ist »Succession Game« am Ende weder eine Dystopie noch eine Utopie, vielleicht ein wenig von beidem, in jedem Fall aber eine Geschichte über Menschen, die es besser machen wollen. Und vor allem hoffe ich, dass es ein Buch ist, das die Lesenden da draußen auf die ein oder andere Weise erreichen und vielleicht sogar berühren kann. Wenn sie sich gehört, gesehen oder verstanden fühlen, wenn mein Buch es möglicherweise sogar schafft, Gedanken in unerwartete Richtungen zu lenken, wenn es etwas in den Lesenden bewegt – dann habe ich es richtig gemacht.

Also: Lassen Sie es uns zusammen besser machen. Sind Sie dabei?

– Anika Beer, im Februar 2022

ERSCHEINT AM:

29-09²²



17,00 € | D

17,50 € | A

496

SEITEN

ANIKA
BEER

SUCESSION GAME

Klappenbroschur

ISBN 978-3-492-70588-2

Bestellen Sie Ihr digitales

Leseexemplar zum

Erscheinungstermin auf

piper.de/leseexemplare oder

schreiben Sie eine E-Mail an:

sales_reader@piper.de

(BuchhändlerInnen)

press_reader@piper.de

(Presse)

TRANSATLANTIK

April 1937, die Familie Rath ist zersprengt. Eigentlich wollte Charlotte Rath, geborene Ritter, schon längst im Ausland sein, doch halten die Umstände sie in Berlin fest. Ihr ehemaliger Pflegesohn Fritze ist in die geschlossene Abteilung der Nervenheilanstalt Wittenau gesteckt worden, ihre beste Freundin Greta spurlos verschwunden und steht unter Mordverdacht.

Dem untergetauchten und von den Behörden für tot gehaltenen Gereon Rath wird es derweil zu gefährlich in Deutschland, er besteigt den Zeppelin, um in die USA zu entkommen. Während Charly versucht, Fritze aus der Klinik rauszupauken, das Verschwinden von Greta zu klären und den Mordfall zu lösen, geschehen jenseits des Atlantiks Dinge, die sie niemals für möglich gehalten hätte.



ÜBER DIE ALLMÄHLICHE VERFERTIGUNG DES ROMANS BEIM REDEN

Der Weg zu Volker Kutschers »TRANSATLANTIK«, dem neunten Rath-Roman.
Ein Blick in die Textwerkstatt aus der Perspektive seines Lektors Olaf Petersenn.

In leichter Abwandlung des Aufsatzes von Heinrich Kleist, den dieser in seiner Königsberger Zeit (1805-06) unter dem Titel »Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden« verfasste, soll es hier um ein ähnliches Phänomen gehen. Kurz gesagt um den erstaunlichen Vorgang, dass etwas nicht schon fertig gedacht sein muss, bevor es ausgesprochen beziehungsweise aufgeschrieben werden kann. »Die Idee kommt beim Sprechen«, das ist die Intuition von Heinrich Kleist, die sich vielfach empirisch bewährt hat. Das wiederholte und vertiefende Reden über einen Sachverhalt bringt diesen erst hervor, und genauso ist es mit Texten, sogar sprachlichen Großkonstruktionen wie einem Roman.

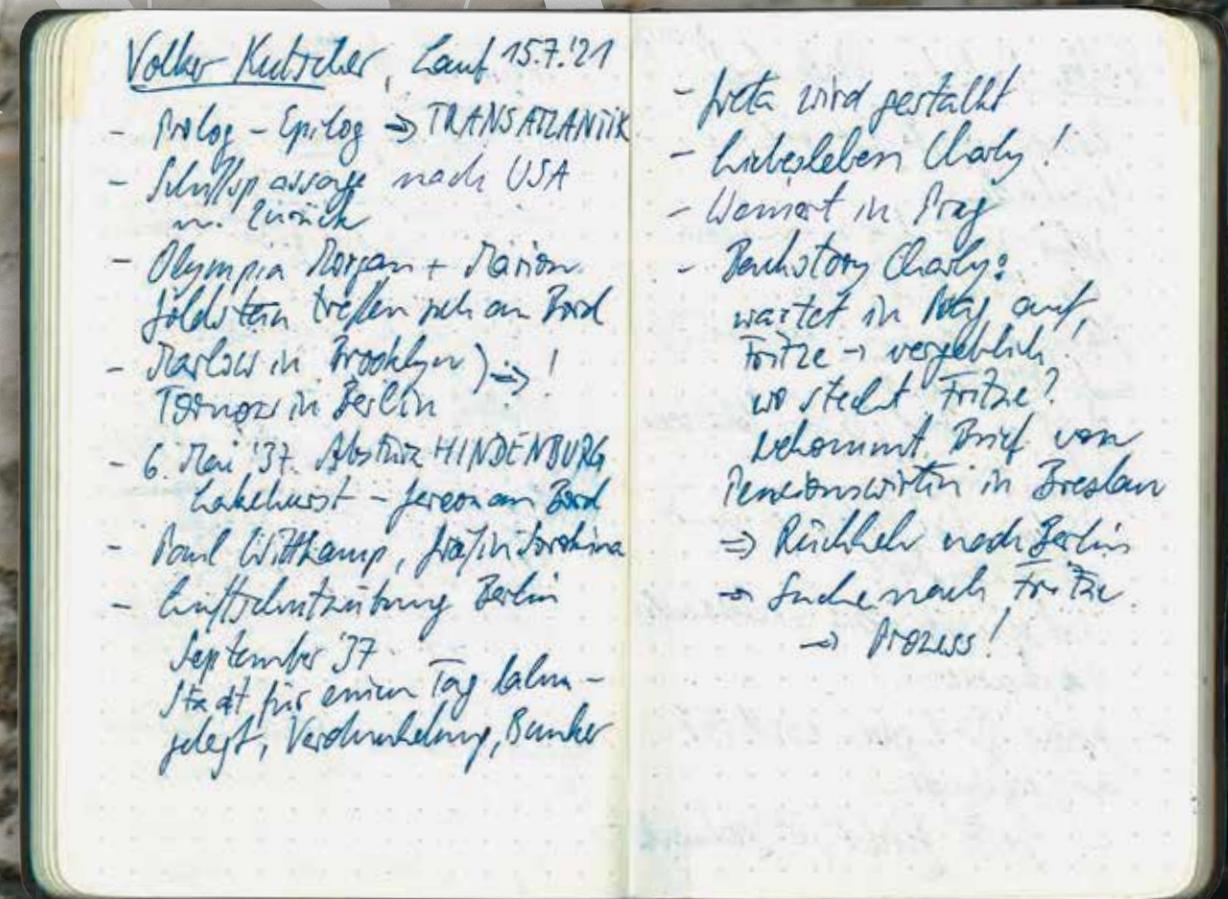
»Wenn einer eine Reihe schreibt, dann kann er was erleben.«

So könnte das Motto für diesen Text lauten, mit dem ich Ihnen einen Einblick geben möchte in die Schreibwerkstatt des Schöpfers von Gereon Rath, Charly Ritter, Johann Marlow und Konsorten. Volker Kutscher hat schon sehr früh sehr groß gedacht. Als wir vor über 15 Jahren mit der Zusammenarbeit an »Der nasse Fisch« begannen, war bereits klar, dass dies der Auftakt zu einer historischen Romanreihe

um den Kommissar Gereon Rath werden und diese mindestens acht Bände umfassen würde. Der Rahmen war abgesteckt, die Haupt- und Nebenfiguren waren entworfen, das historische Setting umrissen, die einzelnen Fälle und die Entwicklung, die die Figuren nehmen würden, allerdings noch sehr offen. Wir waren im Gespräch und wussten, dass wir fortan immer eng im Gespräch bleiben würden, um das Entstehen der Reihe zu ermöglichen und den Schreibprozess zu befeuern. Dabei galt es sehr bald zu berücksichtigen, wann, wo und wie diese Gespräche am besten stattfinden würden.

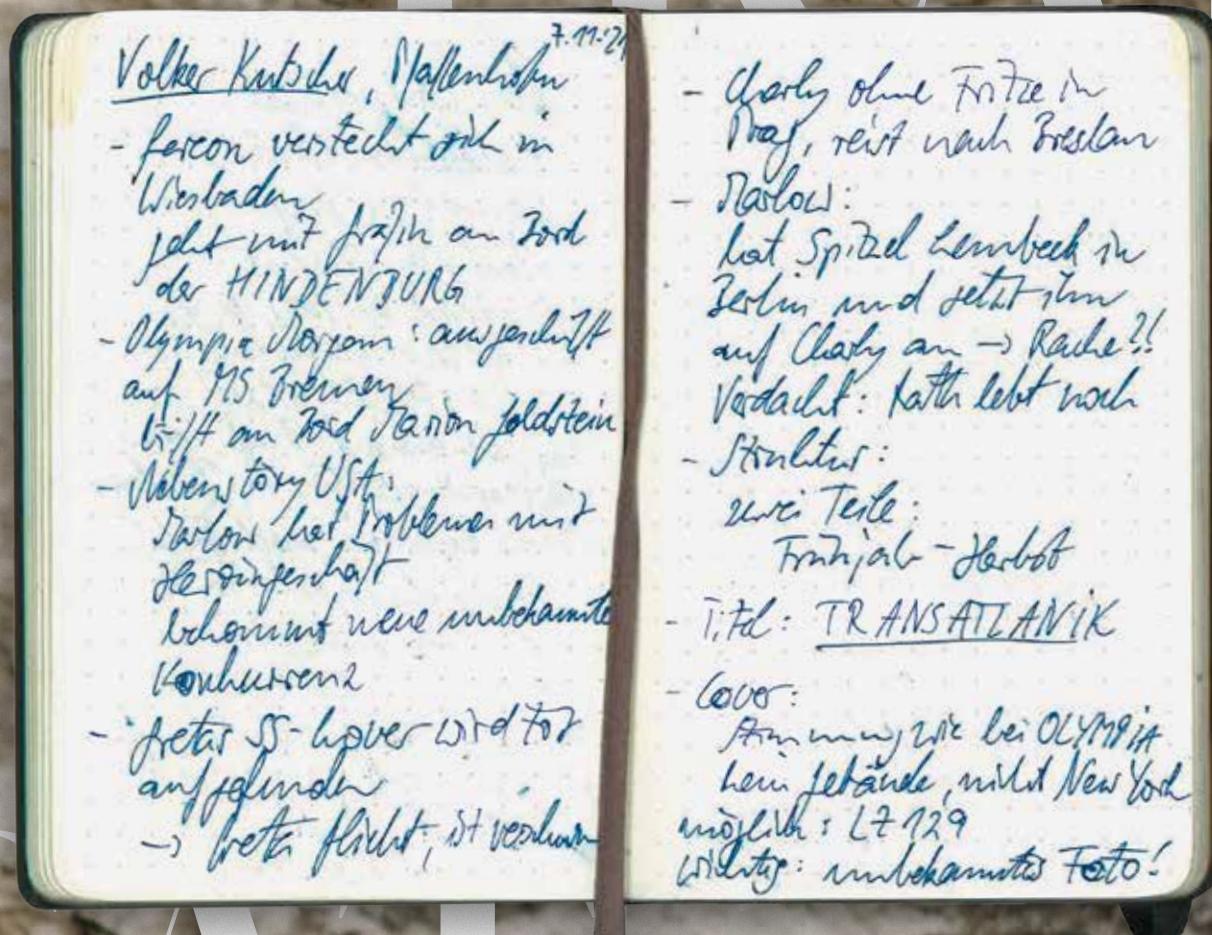
Der schlagartige Erfolg des Debüts »Der nasse Fisch« hatte nämlich Folgen für die Entstehung aller weiteren Bände der Reihe. Hatte Volker Kutscher etliche Jahre damit verbracht, diesen Erstling zu schreiben und einen Verlag dafür zu finden, mit dem das Manuskript dann vor Erscheinen noch intensiv bearbeitet wurde, musste nun alles viel schneller und stetiger gehen. Eine erfolgreiche Reihe braucht einen regelmäßigen Erscheinungsrhythmus, möglichst eine Frequenz von zwei Jahren. Wenn man davon ausgeht, dass die Arbeit am Text ungefähr drei Monate vor Erscheinen abgeschlossen sein muss und PR-Termine und Lesereise zum Buch bis zu einem Jahr in

TRANSATLANTIK



TRANSATLANTIK

TRAN



SANTIK

Anspruch nehmen können, bleiben nicht mal zwölf Monate für das Schreiben des Romans, wenn man Schreiben als ‚Niederschrift‘ versteht. Dieser Zeitraum des tatsächlichen Schreibens ist bei Volker Kutschers erfahrungsgemäß sogar deutlich kürzer. Weil aber nach seinem Verständnis zum Schreiben das Reden über das Schreiben essentiell dazugehört, beginnt die Arbeit am Roman schon viel früher. Entgegen der verbreiteten Annahme, dass man einen Roman nur schreiben kann, wenn man ihn von vorne bis hinten geplant und entworfen hat, einen Kriminalroman allzumal, entstehen die Romane der Gereon Rath-Reihe ganz anders.

Ich möchte dies am Beispiel des aktuellen Romans »TRANSATLANTIK« exemplarisch beschreiben und dafür die Gesprächsnotizen aus zwei Begegnungen mit Volker Kutschers verwenden. Zum Zeitpunkt der Niederschrift dieses Textes, das muss eingangs gesagt werden, hat der Lektor noch keine Zeile des Romans gelesen, der in acht Monaten erscheinen wird. Das ist für mich aber kein Anlass zur Beunruhigung, sondern gewohnte Praxis und auch deswegen in Ordnung, weil wir eben etliche Gespräche darüber, was gerade geschrieben wird, geführt haben und weiterhin führen. Der Entstehungsprozess des neunten Rath-Romans »TRANSATLANTIK« ist insofern ungewöhnlich, als er erheblich von der Corona-Pandemie geprägt und beeinträchtigt ist. Beim Erscheinen des Vorgängerbandes »OLYMPIA« im November 2020 konnten aufgrund des Lockdowns so gut wie keine Lesungen, zumindest keine vor Saalpublikum, stattfinden. Dementsprechend begann die Lesereise eigentlich erst Ende April 2021 und erstreckte sich bis zum Jahresende, was alles Weitere um ein halbes Jahr verschob. Die Begegnungen, um die es nun gehen soll, fanden im Rahmen dieser Lesereise statt, die erste im Frühsommer in Lauf und die zweite im Spätherbst in Pfaffenhofen.

In Lauf hatte am 25.11.2020 die zweite Lesung aus »OLYMPIA« stattgefunden, wie die Premiere zwei Wochen zuvor im Großen Sendesaal des RBB im Berliner Haus des Rundfunks ohne Publikum vor Ort ausschließlich als Livestream. Am 14. Juli 2021 fanden sich dann im Rahmen des »Lesen unterm Sternenhimmel: 1. Laufer Sommer-Literaturtage« mehr als

dreihundert Kutschers-Leserinnen und -Leser zu einer Open-Air-Lesung auf der Kunigundenhöhe ein und am nächsten Morgen saßen wir zu einem ausgedehnten Brunch in der schönen Laufer Altstadt zusammen. Hier einige ausgewählte Notate dieses Gesprächs in der Reihenfolge, wie sie sich in meinem Notizbuch finden:

Lauf, 14.7. 2021

- Prolog – Epilog > Transatlantik
- Schiffspassage nach USA und zurück
- Olympia Morgan und Marion Goldstein treffen sich an Bord
- Marlow in Brooklyn, Tornow in Berlin
- 6. Mai 1937 Absturz »Hindenburg« Lakehurst, Gereon an Bord
- Paul Wittkamp, Gräfin Sorokina
- Luftschutzübung Berlin September 1937
- Greta wird gestalkt
- Liebesleben Charly
- Weinert in Prag
- Backstory Charly: Wartet in Prag auf Fritze, der nicht erscheint. Bekommt Brief von Breslauer Pensionswirtin. Rückkehr nach Berlin, Suche nach Fritze, Prozess

Damit ist der Handlungsrahmen umrissen und die handelnden Figuren sind gesetzt, aber sehr vieles ist noch sehr unklar. Wichtigste Entscheidung: Gereon ist während der gesamten Romanhandlung nicht in Berlin und vielleicht sogar nicht mehr am Leben. Charly übernimmt die Hauptrolle und wird zur Ermittlerin auf eigene Faust, ein großer Teil der Kriminalhandlung wird von ihr bestimmt. Dabei sind private Motive handlungsleitend: Greta muss aus einer Mordsache herausgehalten und Fritze aus der Psychiatrie befreit werden. Da mit Johann Marlow, Olympia Morgan und Marion Goldstein drei wichtige Figuren in den USA sind, soll ein Teil der Handlung dort spielen und sich bereits auf der Überfahrt der beiden Witwen anbahnen. Das Jahr 1937 war, wenn man so will, das »normalste« des Dritten Reichs, nach den Jahren der Etablierung des Regimes und vor den Jahren der Menschheitskatastrophen Weltkrieg und Holocaust.

Die Nazis ziehen propagandistisch Bilanz mit der Ausstellung »Gebt mir vier Jahre Zeit«, Berlin feiert im Sommer die 700-Jahr-Feier, im September ist Mussolini auf Staatsbesuch. Im Vorfeld fand eine Luftschutzübung mit strengen Verdunklungsmaßnahmen statt, die die Berliner Bevölkerung für einen ganzen Tag in die Bunker trieb und das Geschäftsleben der Stadt lahmlegte.

Ein Wiedersehen gab es nach der Frankfurter Buchmesse im Rahmen der »Pfaffenhofener Lesebühne«, als Volker Kutscher zum krönenden Abschluss im ausverkauften Festsaal des Rathauses las. Dort trafen wir uns vor der Veranstaltung, das Treffen umfasst mehr als doppelt soviel Seiten im Notizbuch wie das vier Monate zuvor in Lauf. Auch hier einige ausgewählte Notate:

Pfaffenhofen, 7.11.2021

- Gereon in Wiesbaden, mit Gräfin an Bord »Hindenburg«
- Olympia Morgan ausgeschifft auf MS Bremen, trifft an Bord Marion Goldstein
- Nebenstory USA: Marlow hat Probleme im Heroingeschäft, bekommt neue unbekannte Konkurrenz
- Gretas SS-Lover wird tot aufgefunden, Greta verschwunden
- Charly ohne Fritze in Prag, reist nach Breslau
- Marlow hat Spitzel Lembeck in Berlin und setzt ihn auf Charly an. Verdacht: Rath lebt noch
- Struktur: zwei Teile Frühjahr – Herbst
- Titel: TRANSATLANTIK
- Cover: keine Gebäude, nicht New York, möglicherweise LZ 129, aber unbedingt unbekanntes Foto

Hier ist schon sehr viel mehr klar, das Buch nimmt auch äußerlich Gestalt an. Der Titel ist gefunden, Covermotive sind verabredet, die Handlungsführung konkretisiert. Der Ablauf ist jedes Mal ähnlich: Volker erzählt mir, woran er gerade sitzt und worüber er besonders intensiv nachdenkt, und entwirft einige Szenarien und Entwicklungen.

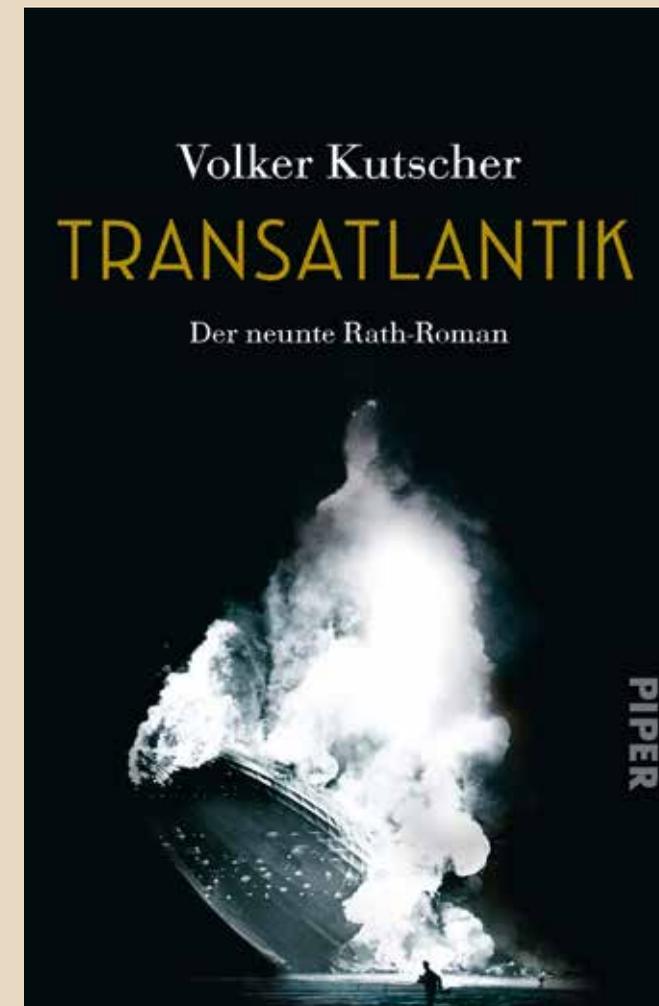
Das ist für mich zunächst die reine Freude, denn ich komme in den Genuss, einen neuen Roman in seiner Entstehung zu erleben. Allerdings bin ich nicht nur ein konsumierender Zuhörer, sondern ein wohlwollend-kritischer Partner, und so gilt es, das nun alles gemeinsam durchzuspielen, auf Plausibilität und Dynamik hin zu überprüfen und zu überlegen, wie die einzelnen Elemente sinnvoll miteinander verknüpft werden können. Äußerst spannend, weil sich sofort beides einstellt: das Gefühl, dass die Geschichte Volker bereits deutlich vor Augen steht, und die Ahnung, dass es ein weiter Weg bis zu ihrem Abschluss sein und sie sich währenddessen sicher noch verändern wird.

Dazu gilt es zu bedenken, wie man an das Ende des Vorgängerromans anknüpft und welche Entwicklungsmomente für den Folgeband wichtig sein werden. Da dieser Folgeband der letzte der Rath-Romane sein wird, stellte sich sogleich ein wehmütiges Gefühl angesichts des absehbaren Endes ein. Und eine große Beklemmung angesichts der politischen Entwicklung, die noch bevorsteht, sowie tiefes Mitgefühl mit dem Schicksal, das die Figuren aus dem Rath-Kosmos erwartet. Für das Schicksal der Romanfiguren ist vor allem ihr Autor verantwortlich, und Volker ist anzumerken, dass dieses Faktum ihn vor große Herausforderungen stellt. Natürlich würde er den meisten ein gutes Ende wünschen, aber es ist vollkommen klar, dass es ein gutes Ende auf der Makroebene nicht geben wird und daher auf der Mikroebene der Figuren nicht geben kann. Das war zwar von Anfang an absehbar, aber nun so konkret auf ein Unhappy End hinzuschreiben kann eine Belastung sein. Ein Krimiplot erfordert ohnehin das eine oder andere Todesopfer, aber Opfer müssen auch in anderer Hinsicht gebracht werden. Widerständige Geister wie Charly haben es immer schwerer und geraten in Gefahr, nach Unabhängigkeit strebende Heranwachsende wie Fritze werden schnell in der Ämtermühle zermahlen. Und das Regime ist nicht geneigt, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Insofern ist es bedeutsam, konsequent zu sein und den Figuren einiges zuzumuten, alles im Dienst des großen Ganzen.

Schaun mer mal, dann sehn mehr scho!

ERSCHEINT AM:

27-10-22



26,00 € | D
26,80 € | A

560
SEITEN

VOLKER
KUTSCHER

TRANSATLANTIK

Hardcover mit
Schutzumschlag
ISBN 978-3-492-07177-2

Bestellen Sie Ihr digitales
Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf
piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)

SCHECKS KULINARISCHER KOMPASS

Köstliches und Kurioses aus meiner
Küche und aller Welt

Ein geistreicher Genießer plaudert aus der Küche: Ob er von seiner Lieblingsknäckebrot-sorte schwärmt oder erklärt, wie man die perfekte Bouillabaisse kocht – Denis Scheck lässt einem mit seinen köstlichen Geschichten das Wasser im Munde zusammenlaufen. In seinen kulinarischen Anekdoten erzählt er uns von seiner Leidenschaft für Essen und Trinken, mischt Literarisches und Persönliches, verrät Rezepte und Restauranttipps. Mit Sprachkunst und Witz schimpft er über Glühwein, Quälfleisch und die Scheußlichkeiten industriell hergestellten Fertigfutters oder berichtet von Luxusrestaurants, wo es Damen-karten ohne Preise gibt. Ein Muss für alle Feinschmecker, Waldmeistereisfans und Foodies. Ein Buch, das Appetit aufs Leben macht – nose to tail!





INTERVIEW



Herr Scheck, Sie sind Deutschlands bekanntester Literaturkritiker. Dass Sie auch begeisterter Koch und Gourmet sind, ist weniger bekannt. Wurde Ihnen das von Ihrer Mutter in die Wiege gelegt?

»Koch«, »Gourmet« – Sie ahnen nicht, wie sehr mich diese Worte triggern. Meine Mutter hätte mich ganz sicher nicht als Gourmet bezeichnet, sondern schlicht als verfressen. Sie war keine große Köchin, ging aber für ihr Leben gern essen. Das habe ich von ihr geerbt. Ich weiß noch genau, wie mir als Sechsjährigem das Wasser im Munde zusammenlief, als sie mir Anfang der 70er-Jahre erzählte, wie toll ihr am Abend vorher im Restaurant das Walnusseis mit frischen Feigen in einer Zimtsauce geschmeckt habe. Von diesem Tag an freute ich mich aufs Erwachsenwerden. Aber die Liebe zum Kochen hat mir sicher eher meine Großmutter in die Wiege gelegt als meine Mutter. Die beiden haben sich ihr Leben lang nie getrennt, deshalb bin ich quasi mit zwei Müttern aufgewachsen. Und fürs Kochen bei mir zu Hause war definitiv meine Großmutter zuständig, denn die war der Profi. Deshalb hätte sie auch nur gelacht, wenn ich mir angemaßt hätte, mich einen »Koch« zu nennen. Sie hatte nach dem Zweiten Weltkrieg als Köchin für Theodor Heuss gearbeitet und wurde sehr, sehr alt – sie starb nach der Jahrtausendwende in meinen Armen. Von ihr konnte ich mir zum Glück noch ein paar Tricks in der Küche abschauen. Zum Beispiel, wie man einen ordentlichen Tafelspitz macht.

Mit 13 Jahren haben Sie in einem Sternelokal einen Tisch für sich allein reserviert. Wie kommt man auf so eine Idee? Und wie war diese Erfahrung?

Das war eine Mutprobe. Quasi meine persönliche Unabhängigkeitserklärung. Mir gingen die Umstände meiner Kindheit damals schwer auf den Senkel. Ich mochte weder meine Mitschüler noch die neuen Lebensbedingungen, die mein Stiefvater durch einen Umzug aufs Land für mich geschaffen hatte. Also versuchte ich an die Welt meiner urban geprägten Großmutter anzuknüpfen. Ich saß mit 13 damals vor Unsicherheit zitternd allein an meinem Tisch, stand das aber brav durch. Und kam auf den Geschmack.

Ohne lange zu überlegen: Was ist Ihr Lieblingsgericht?

Frittierte Zucchini Blüten. Gefüllt mit Ricotta, Minze, Zitronenschale, Piment d'Espelette und gerösteten Pinienkernen. So isst man im Paradies.

Womit kann man Sie jagen?

Deep dish Pizza. Ein hässliches Wort für eine hässliche Sache. Auch mit dem Geruch des Wassers, in dem man eine schwäbische Rote Wurst erhitzt.

Und was ist Ihnen am Herd zuletzt besonders gut gelungen?

Ein Käsesoufflé. Natürlich total retro. Außerdem nur was für Furchtlose. Ob man das in einem Menü für Gäste riskiert, muss jeder für sich selbst entscheiden. Zusammen mit einem Kopfsalat mit Schnittlauchdressing aber einfach klasse.

LESEPROBE

Baghwan und Backwahn: Knäcke!

Mindestens so wichtig wie Urvertrauen ist intellektuelles Selbstvertrauen. Früh legt sich der Samen des Genies. Oder zumindest der des gefühlten Genies. Ablehnung, Hohn und Verlachtwerden sind die Regel. Selten aber sind Anerkennung, Ermutigung, Zuspruch – also die Nährstoffe, die das zarte Pflänzchen Selbstvertrauen wachsen lassen. Das macht Souveränität, das Zutrauen in die eigenen geistigen Fähigkeiten, zur kostbarsten Ressource überhaupt. Zugegeben, insbesondere bei Männern kann dieses Selbstvertrauen mitunter übersteigerte, ja fast schon toxische Formen annehmen. Da hilft die Erinnerung an Gerhard Schröders polternden Elefantenrunden-Auftritt 2005 in der Nacht der Wahlschlappe gegen Angela Merkel. Das war der Abend, als sich der Begriff Fremdschämen fürs englische »to cringe« im Deutschen einbürgerte. Aber ich spreche hier von kulinarischer Souveränität. Jene Fähigkeit, breitbeinig wie Tim Mälzer in Kitchen Impossible einem Sternekoch gegenüberzutreten und dabei jenes Selbstbewusstsein auszustrahlen, das der große Robert Gernhardt einmal in einem seiner unnachahmlichen Gedichte so schön auf den Punkt brachte:

»Lieber Gott, nimm es hin,
daß ich was Besond'eres bin.

Und gib ruhig einmal zu,
daß ich klüger bin als du.
Preise künftig meinen Namen,
denn sonst setzt es etwas. Amen.«

Für den im Deutschen ausschließlich ironisch gebrauchten Begriff Schnellmerker kennt das Österreiche das wunderbare Wort Blitzgneißer.

Ein Blitzgneißer ist ein Mensch, der ein bisschen länger braucht, um das Offensichtliche zu begreifen. Mein Erweckungserlebnis in Sachen kulinarischer Souveränität hatte viel mit einem Blitzgneißermoment und mit Knäckebrötchen zu tun. Von frühen Kindesbeinen an bestand mein Lieblingsfrühstück aus einem weichen Ei mit einer Scheibe gebuttertem Sesamknäckebrötchen. Nur war, wenn die Butter morgens direkt aus dem Kühlschrank kam, so ein Sesamknäckebrötchen für die Hände eines ohnehin eher ungeschickten Achtjährigen höllisch schwer zu buttern. Immer blieb die harte Butter in den Vertiefungen kleben. Und beim Versuch, sie aus diesen fiesen Butterfallen wieder herauszuholen und zu verstreichen, brach die Knäckebrötchenscheibe entweder unweigerlich entzwei, oder ich blieb mit dem Messer an den aufgestreuten Sesamkörnern hängen, glitt ab und saute mich dabei dermaßen ein, dass ich gleich ein frisches Hemd anziehen musste. Wer beschreibt daher meinen Jubel, als ich irgendwann auf den Trichter kam, dass man, statt der mondoberflächlich verkraterten Oberseite der Knäckebrötchenscheibe, auch einfach die relativ glatte Unterseite buttern konnte? Quasi Knäckebrötchen invers? Ich glaube, an dem Morgen, als ich auf diese Idee kam, aß ich zwei Knäckebrötchenscheiben mehr. Mindestens.

Seit dieser Zeit habe ich eine Schwäche für Knäckebrötchen. Und keineswegs nur für die eher langweiligen rechteckigen Scheiben in unseren Supermarktregalen. Früher war für mich Knäcke gleichbedeutend mit Wasa; seit die Schweden 1999 an den italienischen Lebensmittelkonzern Barilla verkauft wurden, habe ich mich unter kleineren Produzenten in Schweden umgesehen.

Und davon gibt es jede Menge. Ich liebe große, kreisrunde und möglichst dünne Brote wie etwa von Pyramid oder Leksands, und – für mich die besten – die wunderbaren langen schmalen Knäckestreifen mit Sesam von Vilmas Swedish Organic.

Auf die Idee, Knäckebrot selbst zu backen, bin ich erst in Zeiten der Pandemie gekommen. Zählten Baghwan-Jünger zur Signatur der 70er, prägen die Verkünder des Backwahns unsere Corona-Zeiten. Nie wurden mehr Teige gerührt, Formen gefettet und Kuvertüren conchiert als heute. Der Gipfel war für mich erreicht, als mir ein Freund erzählte, in der Schweiz gäbe es Sauerteighotels, in denen man sein Anstellgut für die Dauer längerer Urlaube oder Geschäftsreisen in Obhut geben könne. Allein schon das Wort: Anstellgut. Ich habe nicht überprüft, ob es sich bei den Sauerteighotels um die nackten Realien oder um einen Mythos des Alltags handelt. Die Wirklichkeit macht einem oft die schönsten Geschichten kaputt. Zu schön die Vorstellung, mit Grabesstimme und Leichenbittermiene ein Telefonat in irgendeiner internationalen Hotelloobby zu führen, um dann an der Bar einen doppelten Whisky zu bestellen, weil man gerade erfahren hat, dass das jahrzehntelang umhegte Anstellgut es einfach nicht geschafft hatte...

In Teilen Deutschlands heißt so ein potenziell unsterblicher Sauerteigansatz aus unerfindlichen Gründen »Hermann«. Was für Menschen verfallen auf die Idee, ihren Teigen männliche Vornamen zu geben? Offenbar hat sich in den 80er-Jahren im Umfeld der Friedensbewegung der Brauch eingebürgert, einen solchen Teigansatz zusammen mit einem sogenannten »Hermann-Brief«, in dem steht, wie man mit dem Ansatz umgeht und was man daraus backen kann, zu verschenken. Lange hielt ich mich von allen Öfen fern. Bäcker und Konditorinnen sind für mich hochgradige Spezialisten, in deren Kompetenzbereich mich einzumischen ich ebenso wenig Lust verspüre wie in den von Kernphysikerinnen oder Gehirnochirurgen. Aber dann war ich in Lübeck im Günter Grass-Haus und knabberte dort in der Teeküche ein wenig von einem unfassbar leckeren Knäckebrot, dünn wie Briefpapier. Am nächsten Morgen stand ich vor der Tür des »Freibackhaus« um die Ecke, Glockengießerstraße 42, angeblich Deutschlands

älteste kontinuierlich betriebene Bäckerei seit 1293. Flugs raffte ich zwei Kilo des köstlichen Körnerknäckes zusammen und saß zu Hause wie der Drache Smaug auf meinem köstlichen Hort. Aber irgendwann war die letzte Scheibe aufgefuttert, in Deutschland regierte das Virus, und ich hatte plötzlich jede Menge Zeit. Also warum nicht einmal Knäckebrot backen? Es ist viel leichter, als man denkt. Mein Grundteig besteht aus 100g Mehl, 80g Haferflocken und 250ml Wasser. Salzen, pfeffern, zwei drei Minuten in der Küchenmaschine verrühren und möglichst dünn auf ein Blech mit Backpapier streichen. Nach zehn Minuten bei 180 Grad mit einem Pizzaschneider rändeln, damit man die Scheiben nach weiteren 30 Minuten im Ofen leicht brechen kann. Oder, falls es Ihnen asymmetrisch lieber ist, brechen Sie einfach Stücke ab, gerade so, wie Sie's mögen. Nach dem ersten Erfolg wird sogleich der Wunsch nach Verfeinerung einsetzen. Vielleicht doch ein Anteil Sauerteig? Manche nehmen sogar Hefe. Statt Wasser ganz oder teilweise Buttermilch? Oder Olivenöl? Honig? Saatgut wie Sonnenblumenkerne, Leinsamen, Chiasamen, Mohn, Kürbiskerne oder Nüsse? Warum nicht auch Kräuter und Gewürze – die Schweden sind ganz verrückt danach: Anis, Kümmel, Fenchel, Koriander, Rosmarin, Oregano, Thymian, Chili, Paprika? Die Möglichkeiten sind unbegrenzt. Ich erappte mich gerade beim Spiel mit dem Gedanken an ein Knäckebrot mit Thunfisch-Bottarga.

Alles eine Frage Ihrer kulinarischen Souveränität.

Jules Verne

Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. Manchmal lassen sie aber auch Menschen zu Bestien werden – so geschehen in einem Sternelokal in Paris. Das »Jules Verne« ist eines jener Restaurants, das aufgrund seiner Traumlage sämtliche kulinarische Alarmglocken in mir Sturm läuten lässt: Es befindet sich nämlich im zweiten Stock des Eiffelturms und verfügt über eine eigene Sicherheitsschleuse und einen eigenen Aufzug. Diese erlauben es seinen Gästen, selig lächelnd an den insbesondere im Sommer riesigen Touristenschlangen vorbei, direkt zum Eingang des »Jules Verne« in einem der Beine des Turms zu gehen. Noch eindrucksvoller,

wenn man mit dem eigenen Auto vorfährt und die Schlüssel lässig dem herbeieilenden Wagenmeister zuwirft. Zugegeben, das »Jules Verne« ist nichts für Freunde des gepflegten Understatements. Im Gegenteil: Das »Jules Verne« hat durchaus etwas von einem Angeberladen und ist folglich eher ein Tummelplatz für protzsüchtige Windbeutel. So wundert es denn auch nicht, dass Emmanuel Macron dort vor einigen Jahren mit Donald und Melania Trump essen ging.

Erstaunlicherweise war die Küche des »Jules Verne« aber nicht so, wie man es in einer Touristenhölle wie dem Eiffelturm erwarten würde. Mir hatte ein Pariser Freund den Tipp gegeben, meine Aversion gegen in Türme gelegenen Restaurants zu überwinden. Das »Jules Verne« glänzte mit Gerichten wie geröstetem Blumenkohl mit Kaviar, Kartoffelcreme und Anchovis, Steinbutt mit gefüllter Zucchini-Blüte auf einer Zitronenemulsion oder Seebrassen auf Seegras. Das lag an Alain Ducasse, der sich schon als kleiner Junge in dieses Restaurant verliebt hatte und es, koste es, was es wolle, seinem weltweiten, mit 21 Michelin-Sternen ausgezeichneten Gastronomie-Imperium hinzufügen wollte. 2007 kam Ducasse endlich zum Zug und machte zusammen mit dem Koch Alain Soulard das »Jules Verne« zu einem der angenehmsten Orte in Paris. Umgeben von gerahmten Illustrationen aus der legendären »Voyages extraordinaires«-Buchreihe des Hetzel-Verlags, der im 19. Jahrhundert Jules Vernes berühmte Reiseromane in prächtigen roten Leinenbänden mit Golddruck im Original veröffentlichte, konnte man die ins Lokal integrierten riesigen Schwungräder des Aufzugs bestaunen und sich mit dem herrlichen Blick über die Stadt fühlen, als wäre man Phileas Fogg oder hätte soeben die 500 Millionen der Begum geerbt. Die leichte, ganz auf die Qualität von Meeresfrüchten, Fisch und Gemüse setzende Saisonküche Soulards tat zusammen mit einer guten Flasche Champagner ein Übriges, um sich hier wie Gott in Frankreich vorzukommen. Doch wie sagt der Dichter, in diesem Fall Robert Gernhardt: »Das Schöne schwindet, scheidet, flieht, fast tut es weh, wenn man es sieht.« Zehn Jahre währte die Schönheit des »Jules Verne« im Eiffelturm, dann verlor Alain Ducasse 2018 ein Biertergefecht um die Verlängerung des Mietvertrags und



WAS FÜR
MENSCHEN
VERFALLEN
AUF DIE IDEE,
IHREN TEIGEN
MÄNNLICHE
VORNAMEN
ZU GEBEN?

wurde von Frédéric Anton und Thierry Marx aus dem »Jules Verne« verdrängt. Nun sind Anton und Marx ebenfalls Sterneköche, und das Mittagmenü für 105 Euro angesichts des exklusiven Zugangs zum Eiffelturm und der atemberaubenden Aussicht immer noch ein Schnäppchen. Außerdem wusste Ducasse sich durch die Eröffnung von »Ducasse sur Seine«, eines schwimmenden Restaurants am Port Debilly vor dem Trocadéro mit Blick auf den Eiffelturm zu trösten.

Unvergesslich geblieben ist mir Alain Ducasses »Jules Verne« aber nicht wegen seiner genialen Küche – obwohl: Der marinierte Froschschenkel, den ich dort einmal als amuse bouche verzehren durfte, war sicher der beste Froschschenkel meines Lebens... –, und auch nicht wegen seines einmaligen Paris-Panoramas. Unauslöschlich in mein Gedächtnis eingepägt hat sich das »Jules Verne« wegen eines hässlichen und fast bis in eine Schlägerei eskalierenden Streits, eines echten Küchendramas, einer fast schon opernreifen Darbietung nackter menschlicher Emotion, aufwallenden Bluts, geballter Fäuste und aus den Augen funkelnder Mordlust, begleitet von einer Symphonie aus Geschrei, wüsten Beschimpfungen und derben Flüchen. Großes Kino in jeder Beziehung also. Auslöser war ein Tütchen Madeleines.

Nun wissen wir seit Marcel Prousts »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit«, dass eine Madeleine ein ganz besonderes Gebäck ist und in Menschen mitunter wahre Wunder auszulösen vermag. Die Madeleines, die im »Jules Verne« für Streit sorgten, waren echte Kunstwerke aus Eiern, Mandeln, Vanille, Mehl, Unmengen Butter und Zucker und rochen in ihrem Tütchen aus orangem Seidenstoff in der Tat recht verlockend. Doch so verlockend, dass deshalb der dünne Firnis der Zivilisation einen klaffenden Riss erhielt und eben noch Jovialität und Bonhomie ausstrahlende, wohlgesättigte erwachsene Menschen sich stritten wie die Kesselflicker? Was war geschehen?

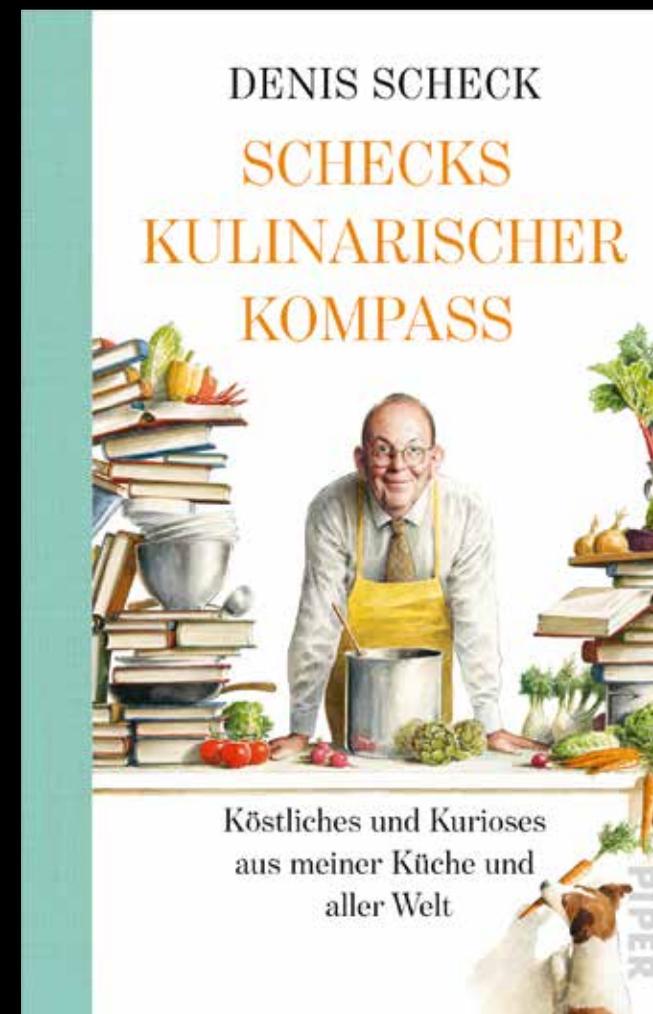
Im »Jules Verne« unter Alain Ducasse gab es noch Damenkarten ohne Preise, und jeder weibliche Gast erhielt beim Verlassen des Restaurants so ein Seidenstofftütchen mit frisch gebackenen Madeleines. Aber wohlgemerkt eben nur jeder weibliche Gast. Ein schwules amerikanisches Ehepaar, sportliche Endfünfziger, wollte das nicht einsehen und bestürmte die

französische Garderobiere, auch ihnen ein Madeleines-Tütchen zum Abschied zu überreichen, wie sie es bei der Verabschiedung der beiden gemischtgeschlechtlichen Paare vor ihnen beobachtet hatten. Aber die Garderobiere weigerte sich, schaltete allen Englisch vorgebrachten Argumenten des Paares, man habe hier seinen Hochzeitstag gefeiert und fühle sich diskriminiert, zum Trotz auf stur und wiederholte immer wieder den Satz: »Seulement pour les dames«.

Meine Lieblingsfigur aus »Asterix« war immer Tullius Destructivus aus »Streit um Asterix«. Tullius Destructivus ist ein hässliches kleines Männlein mit einem unfassbar großen Talent, nämlich der Begabung, dank seines Intrigantentums selbst in der harmonischsten Gruppe Streit ausbrechen zu lassen. Albert Uderzo hat sich dafür die schöne zeichnerische Idee einfallen lassen, dass sich die Sprechblasen umso grüner färben, je stärker den Beteiligten der Zorneskamm schwillt. Die Sprechblasen der beiden Amerikaner und der Garderobiere im »Jules Verne« waren bereits mindestens giftgrün, als unser Tisch ebenfalls aufbrach und zum Aufzug strebte, inmitten eines Crescendos aus »That's not fair!«, »Seulement pour les dames!« und »That's outrageous!«

Seit Aristophanes schildert jede gute klassische Komödie den Zusammenprall zweier Wertordnungen. Genau das war vor unseren Augen im »Jules Verne« geschehen. Mir war binnen Sekunden klar, dass Yasmina Reza für ihren nächsten internationalen Bühnenhit lediglich ein paar Madeleines als Requisite benötigte. Schilderte der holländische Verhaltensforscher Frans de Waal nicht ein Experiment mit Kapuzineräffchen, in dem diese Spielsteine gegen ein Stück Gurke eintauschen konnten, dies aber empört verweigerten, nachdem sie beobachtet hatten, dass andere Kapuzineräffchen für ihre Spielsteine unter Kapuzineräffchen viel begehrtere Trauben erhielten? Ich war mit Freunden im »Jules Verne«, um den 75. Geburtstag meiner Mutter zu feiern. Zu den schönsten Erinnerungen an meine inzwischen verstorbene Mutter zählt, dass sie sich während der langen Aufzugsfahrt im Eiffelturm an einen der Amerikaner wandte, ihm ihr Seidentütchen mit den »Jules Verne«-Madeleines überreichte und in tadellosem Englisch sagte: »For you!«

ERSCHEINT AM:

01-09²²26,00 € | D
26,80 € | A208
SEITENDENIS
SCHECKSCHECKS
KULINARISCHER
KOMPASS
Köstliches und Kurioses
aus meiner Küche und
aller WeltIllustriert von
Torben Kuhlmann
Halbleinenband
ISBN 978-3-492-07144-4Bestellen Sie Ihr digitales
Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf
piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)

ROMANCE BEI PIPER: EINERFOLGS- GARANT

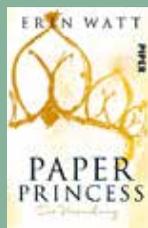
Die Romance ist schon lange ein wichtiger Bereich für Piper, der viele LeserInnen glücklich gemacht und zahlreiche SPIEGEL-Bestseller hervorgebracht hat. Etwas, was viele diesem angesehenen Publikumsverlag in der Münchner Jugendstilvilla gar nicht zugetraut hätten.



★★★★★
»Rush of Love - obhhh jaaa :-)!«
»Ich weiß nicht wie oft ich dieses Buch jetzt schon gelesen habe :-)!«
»Wow bin total begeistert!«
»♥ Sooooo wunderschön ♥«
»HAMMEEERRRRRR«



★★★★★
»Ich liebe die Reihe 😍!«
»Hot, Hot, Hot!«
»Ich habe die total geliebt und genossen sie zu lesen 😍😍♥!«
»Absolut zu empfehlen!«
»Einfach nur WOW!«



★★★★★
»Ich LIEBE diese Reihe. 😍
»Habe alle Bände verschlungen 😍!«
»Absolut süchtigmachend!!!!«
»LOVE!«
»Absolute Lieblingsbücher ♥
»Forever & Ever!« 🍷♥



★★★★★
»Herzklopfen pur!«
»Dieses Buch hat mich absolut umgehauen 😍!«
»Ein absolutes Highlight für mich <3!«
»Love it!«

ALL YOU
NEED IS... **everlove**
by **PIPER**

Liebe. Sie ist alles, was man braucht. Und sie ist eine extrem wichtige Zutat, um die Herzen der Romance-LeserInnen höherschlagen zu lassen. Spürt man die Liebe der beiden Protagonisten, wenn sie sich das erste Mal sehen? Spürt man die Liebe beim ersten Date? Beim ersten Kuss? Spürt man die Liebe der AutorInnen zu ihrem Text? Die Liebe der ersten RezensentInnen im Netz? Die Liebe, die sich in einem selbst regt und das Buch zum neuen Lieblingsbuch macht? Spürt man all diese Liebe, die Vorfreude, das Gefühl, das in ein Buch fließt? Ja? Dann erscheint dieses Buch in Zukunft mit Sicherheit bei *everlove*. Okay, ein bisschen *hot* darf es hier und da auch werden. Dieses heiße Prickeln gehört in der Romance schließlich einfach dazu. Und wir lieben es! Haben wir immer schon!

FROM PIPER WITH EVERLOVE...

Vielleicht erinnern Sie sich ja noch an die großartigen Erfolge von Piper im New-Adult-Genre? Nicht? Schade! Piper ist zwar ein traditionsreicher, angesehener Verlag für Belletristik und Sachbuch, aber wir veröffentlichen seit vielen Jahren auch Bücher, die das Herz berühren. Und das mit viel Hingabe des Verlags und sehr erfolgreich! Abbi Glines und ihre New-Adult-Romane? 1,2 Millionen verkaufte Exemplare und SPIEGEL-Bestseller-Autorin. Erin Watt? Über 600.000 verkaufte Exemplare und SPIEGEL-Bestseller-Autorin. Lauren Rowe und Kathinka Engel? Sie ahnen es? Ja, unzählige verkaufte Exemplare und SPIEGEL-Bestseller-Autorinnen. Trotzdem haben viele den Piper Verlag nicht sofort auf dem Schirm, wenn sie an New-Adult-Label denken.

Dabei war Piper sogar einer der ersten deutschen Verlage, die sich küssende Pärchen auf den Covern gezeigt haben, und noch bevor der Begriff »New Adult« in aller Munde war, hatten wir bereits die besten Autorinnen aus dem noch jungen Genre für uns gewonnen. Mit einem Gespür für diese hoch-emotionalen Liebesgeschichten über gute Mädchen und ihre Bad Boys wurde Piper schnell zu einem der Lieblingsverlage der Romance-LeserInnen, hatte einfühlsame und verboten heiße Book-Boyfriends in petto und hat das New-Adult-Genre auf dem deutschen Markt vorangetrieben. Jetzt ist es an der Zeit, noch einmal durchzustarten, der Liebe ganz viel Platz einzuräumen und den LeserInnen ganz bewusst Romance-Stoffe zu präsentieren, und zwar in unserem neuen Label *everlove*.

EVERLOVE IS LOVE

Die Liebe ist wunderbar! Sie ist aufregend, bunt, mutig, leise, laut, zart, intensiv, lustig, ernst – kurz: Liebe ist unendlich vielseitig. Deshalb werden bei *everlove* auch alle Facetten der Liebe einen Platz finden.

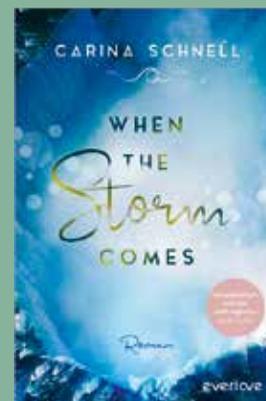


EVERLOVE IS ALL AROUND

Piper öffnet sich mit *everlove* voll und ganz dem kompletten Spektrum der Romance: von deutschen zu internationalen Highlights, von eingeführten Bestseller-AutorInnen zu vielversprechenden DebütantInnen, vom populären New Adult über die wiederentdeckte Regency-Romance, die aufstrebende K-Pop-Romance, neue Romantic Comedies mit ihren verführerischen Wortgefechten, bis hin zu den großen TikTok-Lieblingen mit ihren Themen am Puls der Zeit und der aufblühenden Rainbow Romance aus dem LGBTQ+-Bereich. Denn wir lieben alles an der Romance, und wir möchten allen unseren LeserInnen den passenden romantischen, prickelnden oder heißen Lesestoff anbieten! Wir wünschen viel Freude beim Entdecken unseres ersten *everlove*-Programms!

DIE SCHÖNSTEN SEITEN DER LIEBE

Auf diese prickelnd-romantischen Stoffe dürfen sich unsere LeserInnen im Herbst 2022 freuen ...



**CARINA
SCHNELL**

**WHEN THE STORM
COMES**

28.07.2022

14,00 € (D) 14,40 € (A)
ISBN 978-3-492-06281-7

Wenn ein Sturm zwei einsame Herzen auf einer Insel zusammenhält, sprühen nicht nur die Gewitterfunken! In diesem New-Adult-Roman strandet das Großstadtmädchen Marly in einer kanadischen Kleinstadt und findet dort nicht nur zu sich selbst, sondern auch zur Liebe.



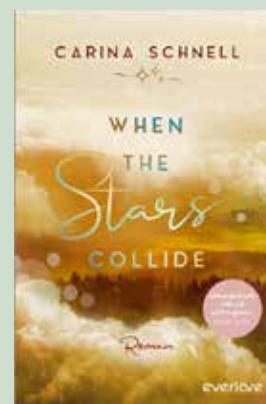
**CARINA
SCHNELL**

WHEN THE NIGHT FALLS

29.09.2022

14,00 € (D) 14,40 € (A)
ISBN 978-3-492-06282-4

Zwischen Unabhängigkeit und großer Liebe – Vor vier Jahren hat Liv ihrer großen Liebe Will das Herz gebrochen und ist in die weite Welt gezogen. Jetzt ist sie zurück, sucht seine Nähe. Doch wie soll er ihr je wieder vertrauen?



**CARINA
SCHNELL**

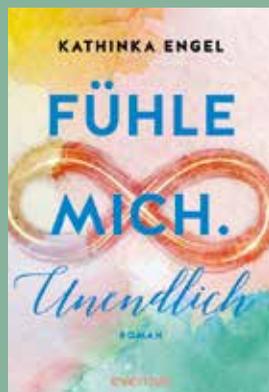
**WHEN THE STARS
COLLIDE**

01.12.2022

14,00 € (D) 14,40 € (A)
ISBN 978-3-492-06283-1

Je größer der Ruhm, desto tiefer der Fall. Diese schmerzhafteste Wahrheit musste der Footballer Blake am eigenen Leib erfahren. In der selbstbewussten Rachel findet er zum ersten Mal jemanden, der ihn trotzdem anspricht. Kann sie ihn aus seinem tiefen Loch holen?

everlove
by **PIPER**



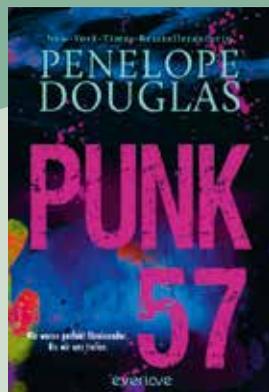
**KATHINKA
ENGEL**

FÜHLE MICH. UNENDLICH

28.07.2022

14,00€ (D) 14,40€ (A)
ISBN 978-3-492-06348-7

Kathinka Engel kehrt zu ihren Anfängen zurück und entführt uns ein weiteres Mal in das Finde-mich-Universum. Seien Sie dabei, wenn die ehemalige Jugendstraftäterin Sophia und der Junganwalt Philip ihre zweite Chancen im Leben und der Liebe nutzen: Er zeigt ihr, was es heißt zu fühlen. Sie zeigt ihm, dass man zu seinen Träumen stehen muss.



**PENELOPE
DOUGLAS**

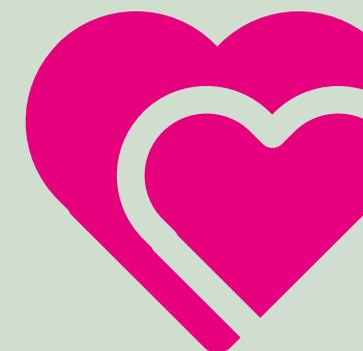
PUNK 57

01.09.2022

14,00€ (D) 14,40€ (A)
ISBN 978-3-492-06387-6

Sie schreiben sich Briefe voller Gefühl. Sie treffen sich im wahren Leben. Sie hassen sich auf Anhieb. Die emotionale Achterbahnfahrt einer knisternden Liebesgeschichte von New-York-Times-Besteller-Autorin Penelope Douglas. Eines der meistempfohlenen Bücher auf TikTok!

everlove
by **PIPER**



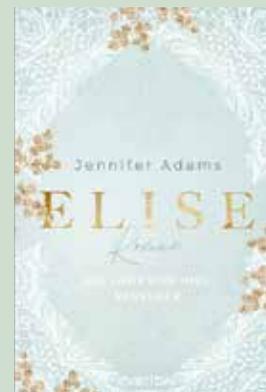
**LUCY
GOLD**

MORE THAN A STAR

01.09.2022

14,00€ (D) 14,40€ (A)
ISBN 978-3-492-06340-1

Was tun, wenn man plötzlich seinem K-Pop-Idol gegenüber sitzt? Nicht vergessen zu atmen! In dieser süßen K-Pop-Romance verlieben sich die Amerikanerin Madison und der südkoreanische Sänger Wooyeong – eine Liebe, die nicht sein darf...



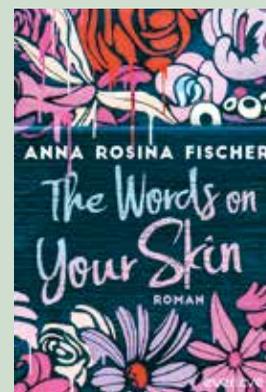
**JENNIFER
ADAMS**

**ELISE – DIE LADY
UND IHRE VEREHRER**

27.10.2022

14,00€ (D) 14,40€ (A)
ISBN 978-3-492-06365-4

Tauchen Sie ein in prunkvolle Feste und eine Liebe voller Hingabe im mondänen Baden-Baden des 19. Jahrhunderts! Diese deutsche Regency-Romance ist perfekt für Fans von Bridgerton und alle, die schon immer wissen wollten, wie aufregend und skandalös Nachhilfe in Sachen Liebe sein kann.



**ANNA
ROSINA
FISCHER**

**THE WORDS ON
YOUR SKIN**

29.09.2022

14,00€ (D) 14,40€ (A)
ISBN 978-3-492-06237-4

Wunderbar authentisch, zutiefst emotional und unglaublich intensiv – Juli und Ruben kämpfen in Berlin um ihre Liebe. Eine Liebe, die stärker ist als jede Dunkelheit und jeden Abgrund überwinden kann. Wenn sie sie nur lassen.

LET'S TALK ABOUT SEX HABIBI

Liebe und Begehren
von Casablanca bis Kairo



GEILE VÖLKER- VERSTÄN- DIGUNG

Es liegt auf der Hand, dass Völkerverständigung am besten über Liebe betrieben werden kann: Käufliche Liebe, liebevollem Sex, sexuellem Begehren. Indem man in die Schlafzimmer, unter die Schleier, eben in die Liebesleben der Menschen blickt, bekommt man ein wohliges Gefühl für die Kulturen, die einem zunächst fern und exotisch erscheinen mögen – davon bin ich überzeugt.

*Als rasender Reporter habe ich in den vergangenen Jahren viele Regionen Nordafrikas besucht, mit unzähligen Menschen zwischen Casablanca und Kairo gesprochen, aufwändige Recherchen zu Papier gebracht. Auch weil ich selbst in Marokko aufgewachsen bin, kann ich berichten: Maroks sind Weltmeister*innen im Spaß haben. Und genau diese orgasmische Lockerheit möchte ich einer breiten Leser*innenschaft mitgeben.*

*Denn in den vergangenen Jahren – und nicht erst seit der sogenannten Kölner Silvesternacht – wurde über die Sexualität der Nordafrikaner*innen verhandelt, ohne mit ihnen selbst zu sprechen. Es fing mit dem Kolonialismus an, dass afrikanische Körper im literarischen Kanon und der eurozentrischen Erzählung der Menschheitsgeschichte anders gemacht wurden. Vorurteile, Desinformation, Orientalismus und Fetischisierung dominieren bis heute das Gespräch über (Nord-)Afrika in Deutschland und Europa.*

*In meinen beiden ersten Büchern »Unter Weißen« und »Der weiße Fleck« geht es um Privilegien und die Emanzipation von verletzbareren Minderheiten. Ich musste als von Rassismus betroffener Autor diese Bücher schreiben. Und ich habe sie gerne geschrieben, um meinen Beitrag zu leisten: zum Abbau historisch gewachsener Strukturen und Machtgefälle. Mein neues Buch baut auf diese emanzipatorische Perspektive der Selbstermächtigung auf und verknüpft sie mit dem mediterranen Savoir-vivre, nach dem sich so viele Europäer*innen nicht nur beim Strandurlaub sehnen. Mehr ist dies aber ein Text, den ich unbedingt schreiben möchte. Mit anderen Worten: Ich habe richtig Bock auf dieses Buchprojekt.*

*Mit Erinnerungen aus meiner Pubertät, Begegnungen mit starken Frauen und Queers und der nachdenklichen Betrachtung von Verletzbarkeiten möchte ich das facettenreiche Nordafrika mit meinen Leser*innen bereisen. Ich möchte mich auf die Spuren einer weit verbreiteten, toxischen Männlichkeit und des feministischen Befreiungskampfes begeben. Einen kritischen Blick wagen auf das Verhältnis von Glaube, Tradition und Körperlichkeit, das andauernd bestimmen möchte, wen ich Bitteschön zur Braut nehmen soll. Allen Interessierten öffne ich meine (Reporter-)Tagebücher, ich will meinen Leser*innen so den Alltag am südlichen Mittelmeer näherbringen, den arabischen Witz übersetzen, das Lebensgefühl der Menschen dort transportieren. Ich möchte die Anliegen und Sehnsüchte der Nordafrikaner*innen in den Fokus dieses Buchs stellen, sie – wo immer es auch geht – für sich selbst sprechen lassen und damit zeigen, wie geil es sein kann, sich wirklich auf »andere« Gesellschaften einzulassen.*

Let's talk about Sex, Habibi!

Mohamed Amjahid im Frühjahr 2022

LESEPROBE

Das Bordell nebenan

Natürlich ist Prostitution ein großes Tabu. Sexarbeit existiert aber überall und jede Gesellschaft hat ihre Art gefunden, mit dieser Realität umzugehen. Manchmal ist der Umgang nur auf den ersten Blick offen und progressiv, manchmal nur auf den ersten Blick verschlossen und repressiv. In der marokkanischen Gesellschaft mischen sich konservative Familienwerte und der Drang, hemmungslos Spaß zu haben, auf komische Art und Weise. Den spaßigen Teil verkörperte im Umfeld meiner Familie Tante Fatma wie keine Zweite.

Eigentlich hätte Tante Fatma meine Mutter werden sollen. So erzählte es mein Vater immer, wenn er das Gefühl hatte, wir Kinder seien nicht dankbar genug. Als er sich von seiner ersten Frau scheiden ließ, weil sie ihm fremd gegangen war und während seiner Abwesenheit in der Ferne schwanger wurde, vereinsamte er vollkommen als Gastarbeiter in Deutschland, ohne Perspektive auf den jährlichen Familienurlaub in der alten Heimat. Monat für Monat kippte er sein ganzes Gehalt in das übliche Vergnügen eines alleinstehenden Ausländers am Frankfurter Bahnhofsviertel. Dann entschied er, sich eine neue Frau zu suchen. Eine Deutsche kam nicht infrage, er als Gastarbeiter konnte ja nicht so einfach mit einer weißen Frau zusammen sein. Vielleicht wollte er das auch nicht. Ende der Siebziger fuhr er also nach Meknès, in die mittelmarokkanische Provinz, obwohl er selbst aus der weit entlegenen Region im Rif ganz im Norden stammte. Dort hatte er aber genug Erfahrungen mit den Frauen gesammelt. Außerdem sagte man über die Meknèssiyat, sie könnten sehr gut kochen (was wahr ist). Mein Vater erzählte die Geschichte so weiter:

»Ich kam in Meknès an und fragte, ob es eine Heiratsvermittlerin in der Altstadt mit guten Kontakten und einer aktuellen Kartei gab. Jemand zeigte mir den Weg und ich saß kurze Zeit später bei so einer alten Dame im Wohnzimmer. Sie schlug mir als allererstes

Tante Fatma vor, die wir zwar heute Tante nennen, die aber mit dir, mein Sohn, nicht blutsverwandt ist. Ich ließ mich zu ihr bringen und lehnte direkt dankend ab. Tante Fatma liebte das Leben, sie lachte und rauchte und hatte schon viel Erfahrung mit Männern gesammelt. So eine hatte ich schon mal geheiratet, das war nichts für mich. Ich suchte nach einem anderen Typ Frau: arm, schüchtern, bescheiden, was aus heutiger Sicht ja so gar nicht auf deine Mutter passt. Haha! Auf jeden Fall hat mir die Vermittlerin dann die Nachbarstochter von Fatma vorgestellt und es war Liebe auf den ersten Blick.«

Meine Mutter erzählt die Geschichte freilich etwas anders:

»Als mir die Heiratsvermittlerin ein Passfoto dieses Mannes aus Deutschland zeigte, dachte ich nur: NIEMALS IM LEBEN. Er kam mir zu hässlich und ein bisschen zu alt vor. Ich war doch jung und hübsch. Die Heiratsvermittlerin überredete mich allerdings zu einem Date, schließlich wollte sie Kommission kassieren und für meine verarmte Familie sollte herauspringen, dass ich nach Europa migriere und sie finanziell unterstütze. Am nächsten Tag gingen dein Vater und ich in die Neustadt. Er schenkte mir eine Packung Tempo-Taschentücher aus Deutschland, das fand er eine romantische Geste. Ich habe mich da schon innerlich von ihm abgewendet. Eine! Packung! Taschentücher! Was sollte das? Dann fiel ihm aber auf, dass ich stark ausgelatschte Sandalen trug. Er kaufte mir im luxuriösesten Laden der Neustadt ein teures Paar Schuhe. Es war Liebe auf den ersten Kauf. Haha!«

Als meine Eltern im Jahr 1995 endlich in ihr neues Eigenheim in der alten Heimat übersiedelten, waren sie einfach nur stolz auf ihr Lebenswerk. Weit weg vom sündigen Deutschland, wo es nur schlechtes Wetter, noch schlechteres Essen und Rassismus gab.



IHR NUTTEN! ICH WEISS, WELCHE SPRACHE IHR VERSTEHT!

Das neue Leben in Marokko sollte uns Kinder vor den Gefahren der europäischen Verführungskultur bewahren. Eine Cousine von mir hatte in Offenbach Kondome geklaut, die Polizei hatte sie im Streifenwagen zu ihrem Elternhaus gefahren, ein Cousin war mit ein paar Gramm Gras erwischt worden. Die Geschichten der Schande häuften sich und meine Eltern hatten eh die Nase voll von Deutschland. Mein Vater wollte unbedingt verhindern, dass seine Kinder von Nazis verprügelt werden oder auf die schiefe Bahn geraten. Seine Lösung mit dem Umzug nach Afrika war, nüchtern betrachtet, etwas drastisch. Umso schockierter waren meine Eltern, als sie in den ersten Wochen nach ihrer Ankunft feststellten, dass im Haus schräg gegenüber ein Bordell betrieben wurde. Zumindest nannte es meine Mutter so.

In dem grauen Haus gingen vier Schwestern ein und aus, sie hatten alle denselben Style: blutroten Lippenstift, dicke schwarze Kajal-Lidstriche unter den Augen, reichlich Rouge auf den Wangen, toupierte Frisuren mit viel Haarlack, sehr kurze Röcke und sehr sehr hohe Stöckelschuhe. Aus dem Wohnzimmer zur Straße donnerte oft laute Volksmusik, die Songtexte drehten sich meist um Hüftschwünge und Tanzorgien. Es war schlimmer als im Bahnhofsviertel von Frankfurt am Main, weil es für meine Eltern irgendwie unerwartet war. Wie naiv von Baba und Mama. Sexarbeiter*innen waren und sind allgegenwärtig in Marokko.

Vor dem Bordell parkten täglich neue Autos mit ausländischen, meist französischen und deutschen, Kennzeichen. Fremde Männer gingen ein und aus.

Für meine Mutter passte dieses Bild so gar nicht in ihr neues Leben. Sie war erst ein Jahr zuvor nach Mekka geflogen, hatte dort die Pilgerfahrt absolviert, um sich von ihren Sünden reinzuwaschen und auf ihren ruhigen Lebensabend vorzubereiten. Ein Bordell in der unmittelbaren Nachbarschaft? Nein, danke! Mein Vater war jetzt auch nicht sooo begeistert, aber in seiner naiven Art und Weise irgendwie cooler damit. Dennoch entzündete er etwas unbeholfen einen erbitterten Nachbarschaftsstreit zwischen meiner Mutter und den vier Schwestern.

Auf dem Weg zum Gebet hatte mein Vater einen Mann in unserer Straße angesprochen, der gerade aus dem grauen Haus gekommen war und in sein Auto steigen wollte. Mein Vater hatte sich als »der neue Nachbar, frisch aus Deutschland zugezogen« vorgestellt und ihm die Hand gereicht. Der Mann hatte daraufhin die Flucht in seinem Auto mit deutschem Kennzeichen ergriffen. Eigentlich eine harmlose Szene. Etwas komödiantisch, wenn man es sich im Nachhinein vor Augen führt. Doch kurze Zeit später klingelte es bei uns an der Tür. Ich öffnete und zwei der Schwestern verlangten nach meiner Mutter. Sie kam herunter und die Schwestern aus dem grauen Haus schrien herum, dass mein Vater sich um seinen eigenen Souk, also seine eigenen Angelegenheiten, kümmern sollte. Mein Vater hätte »den Freund der Familie« aufgeschreckt mit seinen zu neugierigen Fragen. Weil meine Mutter – wie sie selbst sagt – aus der Gosse kommt und sich niemals anschreien lässt, musste diese Szene zwangsläufig mit einer Handgreiflichkeit enden:

»Ihr Nutten! Ich weiß, welche Sprache ihr versteht!«, polterte meine Mutter direkt los, sie kramte die Ärmel hoch, streifte ihr Kopftuch ab. Jetzt war sie nicht mehr die sündenbefreite Pilgerin, sie verwandelte sich in einem Wimpernschlag in das Mädchen, das auf der Straße gelernt hatte, ihr Territorium zu verteidigen. Stark und kompromisslos, um zu überleben. Sie griff gezielt nach der toupierten Frisur einer der Schwestern. Die wehrte sich natürlich und beide Seiten gingen ohne Rücksicht aufeinander los. Meine Mutter hatte danach einen tiefen Kratzer im Gesicht, meine Schwestern heulten, ich war richtig verängstigt. Ich habe damals

natürlich nicht alles direkt verstanden, erst später die Puzzleteile aus dem Erlebten und den Erzählungen meiner Mutter in meinem Kopf zusammengesetzt, um überhaupt nachvollziehen zu können, was da geschehen war. Sollte das unser neues Leben in Marokko werden? Fights mit Sexarbeiterinnen? Der Streit landete wenige Monate später sogar vor Gericht. Der Richter interessierte sich aber nicht besonders für die banale Auseinandersetzung und verzichtete auf drakonische Strafen. Mein Vater ärgerte sich über die hohe Anwaltsrechnung und machte fortan, wenn er zur Moschee gehen wollte, einen umständlichen Umweg, um nicht in die Versuchung zu kommen, vor dem besagten Haus wildfremde Männer zu grüßen.

Meine Mutter war not amused, als ich ihr gesagt habe, dass ich diese kleine Episode nach unserem Umzug nach Meknès in diesem Buch erwähnen werde. Denn eine der Schwestern ist heute ihre allerbeste Freundin. Sie hat sich in dem grauen Haus mit einem Beauty-Salon selbstständig gemacht. Inzwischen lachen die beiden über den Streit von damals und meine Mutter nennt sie nicht mehr »Nutte«. Sie sind so etwas wie Schwestern. Obwohl auch heute noch ab und zu Männer in Autos mit ausländischen Kennzeichen dort parken, aber das scheint gar kein Problem mehr für meine Mutter zu sein.

Hit Me Baby One More Time

Einer meiner sehr komischen Schulfreunde war Ghunaim. Wir waren irgendwie dicke. Zumindest war er einer der wenigen Jungs, zu denen ich nach Hause gegangen bin. Seine Mutter nannte ihn konsequent »Esel«, weil er ihrer Meinung nach dumm war und schlecht in Mathe. Deswegen war sie froh, dass ich manchmal vorbeikam, mit ihm die Hausaufgaben machte und für die großen Prüfungen lernte. Sie servierte uns selbstgemachte Sablés-Kekse und frisch gepressten Orangensaft. Natürlich wusste die Mutter von Ghunaim nicht, dass wir in seinem Zimmer was ganz anderes als Pauken im Schilde führten. Oder sie wusste es – weil Mütter alles wissen – und ließ es halt geschehen.



Ghunaim sprach andauernd über Sex – aber ohne es konkret auszubuchstabieren. Wenn er zum Beispiel sagen wollte, dass er die Fantasie hatte, ein bestimmtes Mädchen in der Klasse zu küssen, dann nannte er ihren Namen und spitzte danach seine Lippen. Er war halt ein gut erzogener Junge. Und in der Sekundarstufe der größte Dealer von Porno-CDs auf dem Schulhof. Genau genommen waren es die Vorgänger der DVD: Video Compact Disc oder kurz VCD. Darauf passten deutlich weniger Daten, aber die Player dafür waren Made in China und sehr billig. Also stand in kürzester Zeit in jedem Haushalt so ein Ding und die Jungs wussten diese neue Technologie nachts, wenn alle schliefen, auf lautlos in den Wohnzimmern auszunutzen.

Ghunaim, der wie ich eher klein und dick war, hatte gute Kontakte zum Angestellten eines Cyber. Das waren Garagen in der Nachbarschaft, in denen Computer aufgestellt wurden, damit die Jugend das Internet durchforsten und das Leben mit der neuen Technologie lernen konnte. Eine Stunde kostete 10 Dirham (umgerechnet einen Euro). Man konnte in einigen Cyber aber auch hinter einen Vorhang verschwinden: Vorne machten Schüler*innen (ja, auch Mädchen) ihre Hausaufgaben mit den PCs, chatteten mit Fremden bei ICQ, Yahoo-Messenger oder MSN, klickten gelangweilt immer wieder auf Refresh, obwohl die angesteuerten Internetseiten höchstens einmal pro Woche aktualisiert wurden. Hinter dem Vorhang hielten ein paar Jungs die Luft an und holten



GHUNAIM FAND DIESE KOSTÜMIERUNG EINFACH NUR GEIL...

sich vor den Bildschirmen einen runter. Dieser Cyberspace funktionierte nach dem Motto: Leben und leben lassen. In den dunklen Garagen fand sich die absolute Freiheit.

Ghunaim und ich hatten aber einen großen Vorsprung: Die Rechner in unseren Jugendzimmern hatten zwar zu langsames Internet, um Videos abspielen zu können, aber die Geräte konnten die VCDs, die Ghunaim im Cyber heimlich brennen ließ, problemlos auslesen. Let the music play!

Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Es gab in den 2000ern einen riesigen Trend in der Pornoindustrie, nämlich Pornodarstellerinnen als berühmte Frauen aus dem Showbiz zu verkleiden und dann beim Sex zu filmen. Ich vermute, dass sich dieser Trend bis heute gehalten hat. Ghunaim fand diese Kostümierung einfach nur geil und drückte mir, als die Sablés aufgegessen und der O-Saft ausgetrunken war, eine VCD in die Hand. Darauf standen nur zwei Buchstaben: BS. »Ich bin dabei mehrfach gekommen«, flüsterte er so leise, dass ihn niemand hören konnte, selbst ich fast nicht.

Ghunaim liebte Pornos und wollte diese Liebe mit allen anderen Jungs teilen. Deswegen gingen seine VCDs auf dem Schulhof von Hand zu Hand – kostenlos. Einige schauten sie sich heimlich auf dem heimischen PC an, andere hinter dem Vorhang im Cyber. VCD, das war Anfang und Mitte der 2000er in meinem Umfeld die technologische Revolution für alle Pubertierenden mit Penis. Kurz nach der Jahrtausendwende, das weiß ich noch ganz genau, ging nämlich ein Monster durch die Nachbarschaft. Ein Techniker, der eine Marktlücke entdeckt hatte: Pornokanäle auf Satellitenrezipienten blockieren. »Das Programm säubern« nannte er seinen Service. Die Mütter im Viertel waren entzückt und gaben sich untereinander den Tipp zur Dienstleistung der Stunde weiter. Die Mütter wussten, welche Kanäle mitten in der Nacht angesteuert wurden. Wir hassten diesen Techniker aus der Hölle, obwohl die besagten Kanäle eigentlich nur Werbung für Telefonsex im Ausland zeigten, die Nummern konnte rein technisch betrachtet sowieso niemand von Marokko aus wählen. Die Spots liefen



**MAN SAH IN
DEN WENIGEN
SEKUNDEN
EINEN 100-
PROZENTIG
GEFAKTEN,
DICKFLÜSSIGEN
SPERMASTRAHL
AUS EINEM
STEIFEN PENIS
IN IHR GESICHT
SPRITZEN.**

in Endlosschleife und irgendwann war die immer selbe Brustwarze ja auch Schnee von gestern. Dennoch: Besser als nichts.

Ghunaim hatte sich und so viele andere mit seiner VCD-Charity sexuell unabhängig gemacht. Er versteckte die Filme in seinem Zimmer in einer Schublade unter den Socken und gab seinen guten Friends oft ein paar VCDs übers Wochenende raus. So eben auch an mich. Zuhause wartete ich, bis alle schliefen, und schob die CD mit der Aufschrift »BS« in den Schlitz meines massiven Computers. Es ratterte, eine kleine orangene Lampe leuchtete wie wild und die Lüftung sprang an. Auf dem Bildschirm öffnete sich ein Fenster und zu sehen war ein Clip, der nur wenige Sekunden dauerte. Etwa so lange wie der erste Takt von »Hit Me Baby One More Time«. Zu sehen war das stark verpixelte Gesicht einer Pornodarstellerin, die VCD-Technologie schaffte eben nur bescheidene Datenvolumina. Sie hatte zwei geflochtene Zöpfe, so wie

Britney Spears in ihrem Musikvideo zu »Hit Me Baby One More Time«. »BS« waren also die Initialen der Princess of Pop. Man sah in den wenigen Sekunden einen 100-prozentig gefakten, dickflüssigen Spermastrahl aus einem steifen Penis in ihr Gesicht spritzen. Ghunaim hatte definitiv übertrieben mit seinem Enthusiasmus. Als ich die VCD nach dem Wochenende zurückgab, habe ich dennoch gelogen und ihm gesagt, dass »BS« richtig hot sei.

Gefährliches Dating

Fragt man in Marokko, Algerien, Tunesien oder Ägypten die Menschen, ob sie jemanden aus der LGBTQ-Community kennen, würden die meisten bestimmt mit dem Kopf schütteln, einige würden diese Frage als unhöflich, ja unverschämt zurückweisen. Sie würden einem spontan mit der Floskel begegnen: Ich suche Zuflucht bei Allah vor dem verfluchten Satan. Mit dem Spruch würden sie ihrem Ekel und ihrer Ablehnung Nachdruck verleihen wollen.

Fragt man erneut, vielleicht nachdem man sich ein bisschen Vertrauen erarbeitet hat, lautet die Antwort dagegen: Natürlich kenne ich eine schwule, eine lesbische oder eine trans Person in meinem Umfeld. Alle wissen, dass Tante sowieso, Onkel der-und-der, die Nachbar*in aus dem Haus gegenüber oder sogar das eigene Kind in irgendeiner Couleur queer ist. Wenige reden darüber offen, aber viele sind sich einig: So wollte ihn*sie Allah schaffen, so wurde es von Gott festgeschrieben. Dennoch herrscht auf allen ein enormer Druck, in einer heteronormativen Ordnung zu leben.

Doch was ist die größte Gefahr für LGBTQs in der Region? Ist es der religiöse Fundamentalismus? Sind es fanatische User*innen in sozialen Medien? Oder ist es doch der Staat?

In einigen Ländern hat sich der Staat zumindest darauf spezialisiert, politisches Kapital aus der Verfolgung von Queers zu schlagen. In Kairo habe ich mal einen Polizisten kennengelernt, der die Mission hatte, Männer in der Stadt als schwul zu identifizieren. Er war elegant gekleidet mit seinem maßgeschneiderten Anzug, seine

kurzen Haare saßen so perfekt, als hätte er jedes Haar einzeln gekämmt und mit Gel präpariert. Auf seinem Handgelenk trug er ein kleines Kreuz-Tattoo, darüber baumelte ein goldenes Armband.

Er schaute mich triumphierend an, so als wolle er mir imponieren und sagte, dass er mit den damals neuesten Technologien aus den USA und Europa arbeite. Es war das Jahr 2014 und er zeigte mir einen schwarzen Laptop, der ihm dabei half, Bewegungen einzelner Handys in Funkzellen zu überwachen und die Daten zu archivieren. Technologie und Software Made in Germany seien besonders hilfreich, erklärte er mir. Die »Ermittlungen« selbst würde er aber ganz traditionell mit Razzien und Festnahmen durchführen. Er hatte alle bekannten schwulen Dating-Apps auf sein Diensthandy geladen, verabredete sich darüber mit Kairoer Männern zum Sex, schrieb sie danach auf eine Liste oder ließ sie direkt festnehmen, wenn ihm danach war. Da er beim Sex den aktiven Part übernehme, sei er selbst aber natürlich nicht schwul. Schwul seien nur diejenige, die sich penetrieren lassen und einen »bestimmten Lebensstil« pflegen würden. Viele schwule Ägypter*innen berichten, dass sie oder Freunde von ihnen nach einem (Sex-)Date einfach von der Polizei abgeführt worden seien. Der Polizist, der mich unmissverständlich attraktiv und sympathisch fand, sagte mir: »Pass gut auf dich auf und sag deinen Freunden, sie sollen es auch tun.«



**PASS GUT AUF
DICH AUF UND
SAG DEINEN
FREUNDEN,
SIE SOLLEN ES
AUCH TUN.**


**VIELE
SCHWULE
ÄGYPTER*INNEN
BERICHTEN,
DASS SIE ODER
FREUNDE VON
IHNEN NACH
EINEM (SEX-
DATE EINFACH
VON DER
POLIZEI
ABGEFÜHRT
WORDEN SEIEN.**

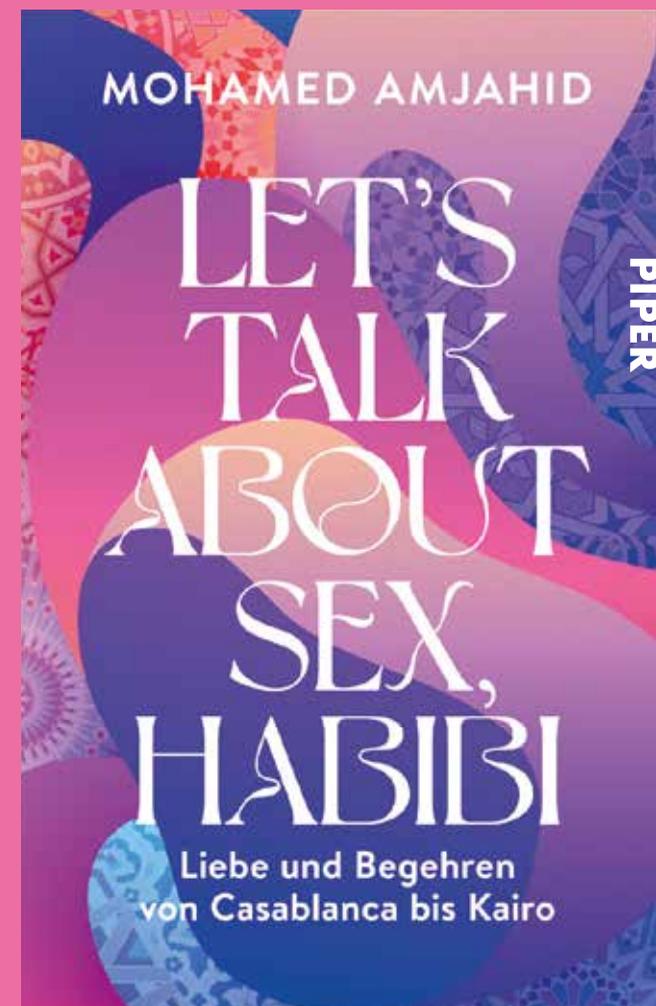
Wenige Monate nachdem ich diesen Schock verdaut hatte, ich war längst zurück in Deutschland, las ich folgende Meldung auf meinem Bildschirm: »Dutzende Männer in einem schwulen Hamam in Kairo festgenommen«. Der Hamam Bab El-Bahr (»Tor zum Meer«) unweit vom Hauptbahnhof der Megametropole ist in der Community bekannt. Viele Männer frequentierten diesen Ort, um sich auszutauschen, sich kennenzulernen, zu entspannen oder schlicht, um Sex zu haben. Der Staat hatte sich entschieden, den Hamam mit einem riesigen Polizeiaufgebot zu stürmen und die Männer nackt festzunehmen. Besonders perfide war dabei, dass die Sicherheitsbehörden einer bekannten Fernsehjournalistin Bescheid gegeben hatten, sie filme währenddessen die Gesichter der schockierten Männer. Die Razzia wurde quasi live im Fernsehen übertragen.

Die nackten Körper wurden von den Polizisten mit Schlagstöcken zusammengetrieben, sie haben sie regelrecht zu einem menschlichen Knäuel geformt. Die verängstigten Männer versuchten noch, mit den Händen vorm Gesicht ihre Identität zu schützen. Was aussichtslos war. Im Video ist die Journalistin zu hören, wie sie ihre Kameramänner anfeuert, näher zu treten, alle Gesichter möglichst präzise abzufilmen. Einmal ist sie auch selbst zu sehen, wie sie mit ihrem Handy Fotos schießt. Das Material verbreitete sich innerhalb weniger Stunden in der Region und im ganzen Land. Wenige Tage danach tauchten die Männer in einem Gerichtssaal auf, eingepfercht in einen kleinen Käfig. Aus der Episode Bab El-Bahr machte die staatliche Propaganda eine ganze Staffel Schande. Mehrere Männer bekamen lange Haftstrafen, ihre Existenzen wurden durch die Propaganda nachhaltig zerstört.

Der ägyptische Staat ist ein Meister der Identitätspolitik. Immer wenn etwas schief läuft, sich die Wirtschaftskrise im Land verschlimmert, ein Terroranschlag Menschen in den Tod reißt, wiederum ein Zug aus Mangel an Investitionen und purer Gleichgültigkeit entgleist, ziehen die politischen Verantwortlichen die Identitätskarte. Eine Razzia in einem schwulen Hamam wird die Menschen schon einige Tage und Wochen beschäftigen. Und es funktioniert, für einen Augenblick dominieren wieder große Fragen rund um die Identität der Gesellschaft, die familiären Werte und wie man das alles schützen kann. Wenn alle Stricke reißen, greifen autoritär-militarisierte Regime eben nach der Würde von queeren Menschen.

Wichtig dabei ist immer zu bedenken: Die ägyptische Militärdiktatur versteht sich als absolut säkulares Regime und enger Partner europäischer Regierungen.

ERSCHEINT AM:

29-09²²

18,00 € | D
18,50 € | A

224
SEITEN

MOHAMED
AMJAHID

LET'S TALK ABOUT
SEX, HABIBI
Klappenbroschur
ISBN 978-3-492-06316-6

Bestellen Sie Ihr digitales
Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf
piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)



Sensationsgierige Medien, die Macht der Massen und rechte Gewalt: Mit seinen Thrillern »Turmschatten« und »Turmgold« hat Peter Grandl zwei exzellent recherchierte, brandaktuelle Pageturner geschrieben, die es in sich haben. Absolut fesselnd und beängstigend nah an der Realität – eine grandiose Thrillerreihe, über die man 2022 definitiv reden wird!

TURMSCHATTEN & TURMGOLD

INTERVIEW

Lieber Peter, wie bist du zum Schreiben gekommen?

Tatsächlich begann ich mit vierzehn Jahren Fan-Fiction zu »Star Wars« zu schreiben. Mit Gleichgesinnten habe ich ein kleines Fan-Fiction-Magazin herausgegeben unter dem Namen »Skyhopper« – das war noch vor der Erfindung des Internets. Da das Magazin schon bald zweimonatig erschien und bis zu achtzig Seiten dick war, mussten wir ziemlich viel Content kreieren (neben den Hausaufgaben – oder war es umgekehrt?). Das war sozusagen meine Feuertaufe als Autor.

Was hat dich auf die Idee gebracht, Thriller zu schreiben?

Ich wollte eigentlich nie einen Thriller schreiben, sondern einen Tatsachenroman über die Entwicklung der rechten Szene in Deutschland nach dem Krieg. Meine beiden Großväter wuchsen in dem Glauben auf, dass der Nationalsozialismus das einzig Richtige sei. Ihre Überzeugungen haben sie an die nächsten Generationen weitergegeben. Ich wollte den Teufelskreis durchbrechen. Während der Arbeit an dem Roman habe ich aber feststellen müssen, dass er nur all jene erreichen würde, die nicht mehr aufgeklärt werden müssen. Da entschloss ich mich, die Tatsachen in einen Thriller zu packen, um eine breitere Leserschicht zu erreichen.

»Turmschatten« hat einen recht ungewöhnlichen Weg hinter sich, bis es zu einer Veröffentlichung kam, richtig?

In den fünf Jahren, in denen ich an dem Werk schrieb, hatte ich Kapitel für Kapitel auf Wattpad veröffentlicht. Meinen Followern auf Wattpad habe ich es eigentlich zu verdanken, dass ich so lange durchgehalten habe, da sie mich ermutigten weiterzuschreiben. 2019 gewann der unfertige Roman schließlich den begehrten Watty-Preis der Plattform als bester Thriller des Jahres. Doch dann kam exakt zum Release der Hardcover-Ausgabe der Lockdown – das war ein herber Rückschlag. Als ich dann aber eines Tages die SZ aufschlug und dort »Turmschatten« als ganzseitigen Artikel entdeckte, wusste ich, dass mein Debütroman doch noch seine LeserInnen finden wird.

Gab es bestimmte Momente oder Begebenheiten, die für das Schreiben der Turm-Reihe ausschlaggebend waren?

Ein eng befreundetes Pärchen hatte sich einen alten Turm gekauft, den sie renovieren wollten, um dort künftig zu leben. Von außen sah das Gebäude aus wie ein mittelalterlicher Wehrturm. Erst wenn man es betrat, stellte man fest, dass die Fassade nur Tarnung war und der Turm in Wirklichkeit ein Hochbunker aus dem Zweiten Weltkrieg. Das war die Initialzündung für die Handlung von »Turmschatten«.

In »Turmschatten« und »Turmgold« befasst du dich mit den Themen rechte Gewalt und Antisemitismus. Außerdem engagierst du dich für Initiativen wie GERMAN DREAM und SCHULE OHNE RASSISMUS, und dein Debüthriller kam auch schon als Schullektüre zum Einsatz. Warum sind dir diese Themen so wichtig?

Ich sehe mich noch als Kleinkind begeistert auf dem Schoß meines Großvaters sitzen, der mir Kriegsgeschichten erzählt hat ... und natürlich vom Weltjudentum, das am Untergang der deutschen Rasse schuld sei. Ich habe das alles geglaubt und bis in die Schulzeit hinein hat das mein Weltbild geprägt. Eine Kunstlehrerin hat mir schließlich dabei geholfen, die Wertevorstellungen in meinem Kopf geradzurücken. Heute habe ich das Bedürfnis, im Rahmen meiner bescheidenen Möglichkeiten Jugendliche davor zu bewahren, den falschen Götzen zu folgen.

Du greifst in deinen Thrillern aktuelles politisches Zeitgeschehen auf. Zugleich gibt es in deinen Büchern auch immer wieder Rückblicke in die Zeit des Zweiten Weltkriegs. Wie gehst du bei der Recherche vor?

Es beginnt immer mit der Lektüre zahlreicher Sachbücher. Zum Leidwesen meiner Familie gab es eine Zeit, da war unser Haus voll von Lektüre über das Dritte Reich. Das führte dann auch zu befremdlichen Kommentaren von Besuchern. Soweit möglich, versuche ich darüber hinaus immer Zeitzeugen zu treffen oder durch authentische Kontakte Insiderwissen zu erlangen.

Bei »Turmschatten« hat mir die jüdische Gemeinde in München helfen können, aber ich hatte zum Beispiel auch intensiven Austausch mit einem leitenden Mitglied der GSG 9 und einer Bewährungshelferin. Für »Turmgold« habe ich unter anderem mit Hans Keller, einem der renommiertesten Goldschmiede, Kontakt aufgenommen. Er ist international bekannt, vor allem für seine Restaurierungen von orthodoxen Kirchenkuppeln. Dazu kommen Reisen zu allen wichtigen Schauplätzen. Mein Ziel ist es immer, dass die LeserInnen das Gefühl haben, sie erleben eine reale Geschichte und keine Fiktion.

Eine Besonderheit deiner Thriller ist die Vielstimmigkeit: Eine Vielzahl an Protagonisten kommt zu Wort, die Handlung wird aus verschiedenen Perspektiven betrachtet, jede Figur hat außerdem ihre eigene Vorgeschichte. Warum hast du dich für so ein großes Figurenensemble entschieden? Und hast du eine Figur, die dir ganz besonders am Herzen liegt?

Menschen sind nicht per se gut oder böse. Meine Figuren lehnen sich immer an reale Personen an, das macht sie glaubwürdiger. Und durch die Interaktion real wirkender Figuren entwickeln sich ganz automatisch Konflikte und Emotionen, die unter die Haut gehen. Eine meiner Lieblingsfiguren ist die Jüdin Shalhevet. In »Turmschatten« verliebt sie sich unwissentlich in einen Neonazi, der sie benutzt, um einen Bombenanschlag vorzubereiten. Ihr kleiner Part im ersten Band der Turm-Reihe ist der Auslöser für eine dramatische Geschichte in der Fortsetzung. Shalhevet wird in »Turmgold« eine der Hauptfiguren. Ich habe grundsätzlich ein Faible für starke Frauenfiguren. Achten Sie mal darauf: Genau genommen sind in beiden Büchern die Männer das sogenannte schwache Geschlecht.

Kannst du uns einen Ausblick auf die Handlung von »Turmgold« geben?

»Turmgold« spielt 2020, genau zehn Jahre nach den Ereignissen von »Turmschatten«. Der Turm ist mittlerweile das Zuhause eines jüdischen Kindergartens.



MEIN ZIEL IST ES IMMER, DASS DIE LESERINNEN DAS GEFÜHL HABEN, SIE ERLEBEN EINE REALE GESCHICHTE UND KEINE FIKTION.

Der ehemalige Anführer der drei Neonazis, Karl Rieger, hat als Kronzeuge gegen seine ehemaligen Kameraden ausgesagt und erhielt durch das Zeugenschutzprogramm eine neue Identität. Er erlernte den Beruf eines Goldschmieds, lebt heute in der Nähe von Straßburg, ist mit einer Historikerin verheiratet und hat mit ihr zwei kleine Töchter. Seine Frau weiß nichts von seiner Vergangenheit und kennt auch seine wahre Identität nicht. Als ein brutaler Anschlag mit anschließender Geiselnahme auf den Kindergarten im Turm verübt wird, fordern die Geiselnahmer die Auslieferung von Karl Rieger – nur dann werden sie die Kinder freilassen. Sie wollen ihn für seinen Verrat zur Rechenschaft ziehen. Ein moralisches Dilemma: Kann man den Tod eines geläuterten Ex-Neonazis in Kauf nehmen, um das Leben von zehn Kindern zu retten? Gleichzeitig bangt eine Gruppe von Verschwörern aus den Reihen der AfD, dass die Geiselnahme eine andere Aktion gefährden könnte, denn der Turm birgt ein Geheimnis, von dem die Terroristen und Behörden nichts ahnen.

»Ein gewagter, kontroverser Plot. Auch sonst ist die im Jahr 2010 spielende Handlung sehr nah an der bundesrepublikanischen Wirklichkeit dran. Die NS-Zeit, das Oktoberfest-Attentat, das Geiseldrama von Gladbeck, die Wahlerfolge der NPD, der geplante Anschlag auf die Münchner Synagoge: Das alles wird im Roman in Beziehung gesetzt, über die Figuren oder die bereits sehr filmisch wirkende Montage, die die Handlung bis zum überraschenden, den moralischen Kompass noch einmal neu einstellenden Finale vorantreibt. Ein Thriller mit knapp 600 herausfordernden Seiten, die wegen der spannenden Handlung aber schnell verfliegen.«

JÜRGEN MOISES, SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

»Hammer-Buch. Kommt bei Erstlingen nicht allzu oft vor. Peter Grandl ist so ein Coup gelungen. »Turmschatten« ist unfasslich spannend, ein Pageturner, bei dem sogar die Flashbacks (jede Figur hat ihren sinnvollen Hintergrund) interessant sind. Überall ist die aktuelle Zeitgeschichte eingewoben, eine *Chronique scandaleuse* des rechtsradikalen Terrors in der Bundesrepublik.«

THOMAS WÖRTCHE, CULTURMAG

»Peter Grandl beherrscht es grandios, Realität und Fiktion zu verbinden. Er lässt in meinem Kopf schaurige Bilder entstehen. Nach dem Ende der Geschichte, die so ganz anders daherkommt, als ich es mir die ganze Zeit vorgestellt habe, bleibe ich erst mal sprachlos zurück. Für mich ist »Turmschatten« eines der besten Bücher, die ich in letzter Zeit gelesen habe. Ein Buch, bei dem ich ein Kapitel nach dem anderen verschlungen habe. Ein Buch, dessen Einblicke in die menschliche Psyche mich teilweise verstört haben. Ein Buch, dessen Aktualität greifbar ist.«

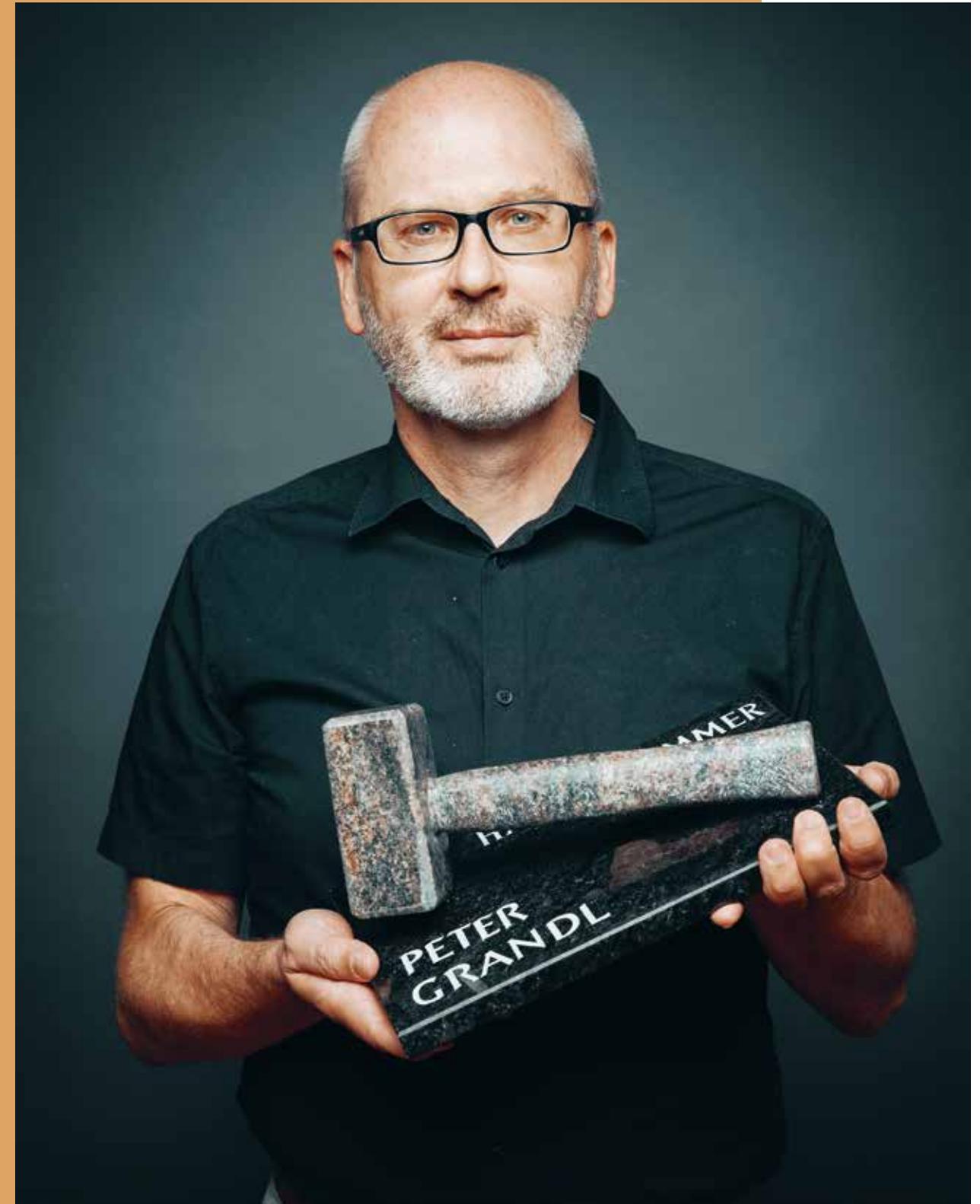
LITERATURSCHOCK.DE

»600 hoch spannende Seiten, auf denen existenzielle Fragen ebenso abgehandelt werden wie die Skrupellosigkeit von Reality-TV-Shows und die Gesetzlosigkeit der digitalen Kommunikation. Fünf Jahre hat Grandl an seinem dicken Werk gearbeitet, das 2010 spielt, in der Hochzeit der NPD, und doch genau heute wieder ganz aktuell ist.«

AUGSBURGER ALLGEMEINE

»Peter Grandl hat fünf Jahre lang für »Turmschatten« recherchiert. Er hat Milieus wie die rechtsradikale Szene, jüdisches Leben, sowie die Macht der Medien beobachtet und Polizeieinsätze begleitet. Darauf aufbauend hat er einen packenden Thriller geschrieben, der die Grenzen von Gut und Böse aufhebt. Absolut lesenswert.«

DORIS MAYR, DONAUKURIER



LESEPROBE



ICH DACHTE SCHON, SIE LASSEN UNS VERHUNGERN. WAS SOLL DIE SCHEISSE HIER? WAS WOLLEN SIE?

Samstag, 16. Oktober 2010, 16.20 Uhr

Die Wolkendecke verflüchtigte sich, während der Sturm langsam schwächer wurde. Die Herbstsonne hatte ihren Zenit überschritten, und so nahm der Schatten des Turms allmählich an Größe zu.

Karl, Udo und Gottfried saßen im Bauch des Untertums in kalten Kerkern. Ihre Köpfe steckten in schwarzen Leinensäcken. Die Erkenntnis, dass alles anders gelaufen war als gedacht, schmerzte mehr als die körperlichen Wunden, die ihnen der alte Jude zugefügt hatte. Ihre Hände und Füße waren gefesselt, und die dicken Bomberjacken hatte er ihnen ausgezogen.

Karl versuchte sich zu bewegen, doch allein der Versuch schmerzte bestialisch.

Ich spüre meine Hände nicht.

Karl geriet in Panik, er zitterte, versuchte aber, sich auf einzelne Körperpartien zu konzentrieren. Er presste die Augen zusammen, dann öffnete er sie weit. Sein linker Arm pochte schmerzhaft. Karl biss die Zähne zusammen und legte den Kopf in den Nacken. Ein weißes Licht zeichnete sich durch das schwarze Tuch ab.

Dieses Schwein!

Was hatte dieser Scheißjude mit seinen Händen gemacht?

Ein Würgereiz jagte durch Karls Körper und ließ ihn Galle spucken, die der Sack aufsaugte und deren beißender Gestank zurück in seine Nase stieg. Es war

entsetzlich, und er konnte nichts dagegen machen. Nie zuvor in seinem Leben war er so hilflos gewesen. Plötzlich drang eine verzweifelte Stimme an sein Ohr: »Karl? Steiner? Hört ihr mich? Karl?«

Die Stimme kam nicht aus seiner unmittelbaren Nähe. »Udo? Udo! Ich höre dich! Udo!«, schrie Karl aus voller Kehle. Udos Stimme war wie ein Hoffnungsschimmer und gab ihm Kraft.

»Karl! Karl, ich bin gefesselt ... Dieser Scheißkerl ... Ich bin gefesselt, Karl!«, antwortete Udo. Die Panik in seiner Stimme ließ keinen Zweifel daran aufkommen, dass er in einer ähnlichen Lage war wie Karl.

Karl schrie nach seinem anderen Kameraden.

»Steiner? Steiner!«

Es blieb still. Auch Udo schien gespannt auf eine Antwort zu warten, dann flennte er wieder los.

»Scheiße, der hat Steiner kalt gemacht, ich schwör's dir! Wir sind die nächsten ... Karl ... Karl!«

Udos Schreie prallten an den kalten Mauern des Turms ab, wie alle ungezählten Schreie und Wehklagen seit seiner Erbauung. Menschen starben, Menschen weinten, Menschen verzweifelten an seinen Mauern, aber den Turm regte das nicht.

Karl hörte Schritte, dann eine Tür. Udos Rufe wurden weit entfernt mitten im Satz unterbrochen. Vielleicht bildete er es sich ein, aber er glaubte einen gurgelnden Laut gehört zu haben, dann war es wieder still.

Erneut erklangen die Schritte in dem kalten Gemäuer. Diesmal wurden sie lauter und schienen sich zu nähern. Es musste dieser Jude sein.

»Sind Sie das? Was haben Sie mit uns vor?«

Statt einer Antwort hörte Karl, wie sich die Schritte wieder entfernten und wenige Minuten später deutlich langsamer zurückkehrten. Karl unternahm einen weiteren Versuch, mit seinem Geiselnnehmer Kontakt aufzunehmen.

»Hören Sie, was immer Sie jetzt vorhaben ... Sie müssen wissen ...«, stotterte er, machte eine Pause und fuhr wütend fort: »Hören Sie mir zu, das mit dem Mädchen war so nicht geplant.«

War Zamir noch im Raum?

Wieder hörte er Schritte, Tüten wurden raschelnd auf dem Boden abgelegt. Karl versuchte es erneut, diesmal ruhiger.

»Das Mädchen ist mit einem Messer auf uns losgegangen. Wir hatten nicht vor, ihr irgendetwas zu tun, aber dann ...«

»Was dann?«, hörte er eine dunkle Stimme.

»Ich hatte keine Ahnung, dass er eine Waffe dabei hatte ...«

»Wer?«, forderte die Stimme nun eindringlicher.

Karl schüttelte den Kopf.

»Spielt das jetzt noch eine Rolle?«

Plötzlich spürte er den Atem seines Peinigers ganz

nah auf seinem Gesicht. Die Stimme war nun dicht an seinem Ohr und flüsterte: »Nichts spielt mehr eine Rolle.«

Obwohl er sich vorgenommen hatte, wach zu bleiben, übermannte Karl irgendwann die Müdigkeit. Ein heftiger Schlag riss ihn aus dem Schlaf, dann wurde ihm der schwarze Sack vom Kopf genommen, und gleißendes Licht brannte sich in seine Netzhaut. Er schrie vor Wut auf, presste die Augenlider aufeinander und dachte für einen Moment, er wäre soeben gestorben. Nach und nach gewöhnten sich seine Augen an die Helligkeit, die von einem Scheinwerfer kam, der direkt auf sein Gesicht gerichtet war. Daneben stand auf einem Videostativ eine Kamera. Den alten Mann konnte er nur schemenhaft erkennen.

Was hatte dieser durchgeknallte Jude mit der Kamera vor? Karl beschloss, dass er nicht rumheulen würde wie Udo.

»Ich dachte schon, Sie lassen uns verhungern. Was soll die Scheiße hier? Was wollen Sie?«

»Gerechtigkeit!«, antwortete die tiefe Stimme hinter dem Scheinwerfer.

Karl schöpfte Hoffnung.

»Gerechtigkeit? Dann holen Sie die Bullen! Ist mir scheißegal, holen Sie die Bullen, holen Sie sie ...«

ABER SIE
 HABEN GLÜCK,
 ICH WERDE
 NICHT
 MIT IHNEN
 ANFANGEN,
 SONDERN MIT
 EINEM IHRER
 KOMPLIZEN.

Ephraims Stimme blieb ruhig: »Ihr Gericht wird die Menschheit sein.«

Langsam trat Zamir aus dem Scheinwerferlicht. Zum ersten Mal konnte Karl ihn in Ruhe in Augenschein nehmen. Er war viel größer und deutlich kräftiger, als er angenommen hatte.

»Karl Rieger, richtig?«

Woher wusste der Alte seinen Namen? Klar, Udo musste geredet haben. Hatte immer eine große Klappe, aber wenn es darauf ankam, war er eine richtige Memme.

»Ich kenne nicht nur Ihren Namen, Herr Rieger, ich kenne auch Ihren gesamten Lebenslauf, weiß von all Ihren Verbrechen – zumindest denen, die aktenkundig sind. Und ich bin der Meinung, ich sollte dieses Wissen teilen.«

Karl schwieg. Seine Schulter begann wieder, schmerzhaft zu pochen, und langsam begannen seine Sinne zu schwinden.

Zamir holte ein silbernes Metalldöschen aus der Tasche. Er entnahm ihm eine ovale Tablette und schob sie Rieger in den Mund.

»Es wird Ihnen gleich besser gehen. Wir können doch nicht das Risiko eingehen, dass Sie Ihren eigenen Auftritt verpassen.« Zamirs Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen.

»Was haben Sie mir gegeben?«

»Ein N-Methylamphetamin, das man in Ihrer Generation als Crystal Meth kennt. Eine Droge, die Ihre Nazi-Väter schon im Krieg eingesetzt haben. Klingelt's da irgendwo?«

Rieger erinnerte sich. Es war als Pervitin oder auch Göring-Pillen bekannt gewesen.

Karl Rieger kam langsam wieder zu Kräften, aber der Grund dafür war sein Zorn und nicht das Aufputschmittel.

»Was reden Sie für eine Scheiße? Wenn Sie mir irgendetwas sagen wollen, dann sagen Sie es doch einfach.«

»In ...« Zamir blickte auf seine Armbanduhr. »... genau zwei Stunden schalte ich eine Videoübertragung online, dann beginnen wir eine Unterhaltung.«

»Ich werde ganz sicher kein Wort sagen.«

»Ganz Ihre Entscheidung.« Zamir blieb gelassen. Er hielt Rieger einen roten Schnellhefter vor die Nase. »Aber vielleicht möchten Sie sich am Ende doch für Ihre Verbrechen rechtfertigen?«

»Was reimest du dir da zusammen, du alter Itzig?«

»Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim in Rostock, Planung eines Sprengstoffanschlags in München oder die Ermordung von Esther Goldstein«, zählte Zamir mit monotoner Stimme auf. »Aber Sie haben Glück, ich werde nicht mit Ihnen anfangen, sondern mit einem Ihrer Komplizen.«

Zamir wandte sich ab und verschwand wieder hinter dem grellen Scheinwerfer.

»Warten Sie!«, rief er ihm nach. »Und danach?«

»Danach?«, wiederholte Zamir.

»Ja ... Danach ... übergeben Sie uns dann der Polizei oder was?«

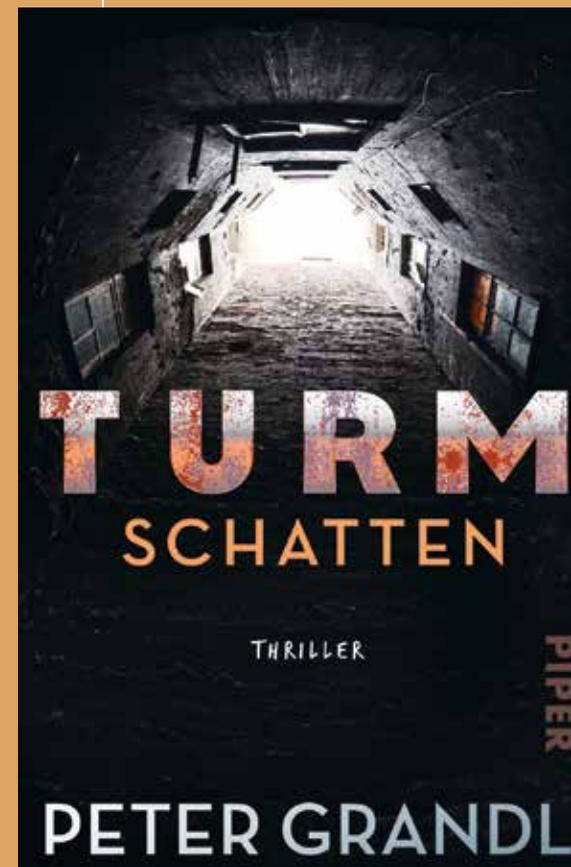
»Wie ich Ihnen schon sagte. Die Menschheit wird Ihr Gericht sein, nicht die Polizei.«

»Was meinen Sie damit?«, rief Karl nun lauter in das blendende Licht.

»Finden sich genug Menschen, die der Meinung sind, dass Ihre Bestrafung der Tod sein sollte, werde ich Sie hinrichten.«

Mit diesem letzten Satz schloss Zamir die Tür hinter sich und verriegelte sie.

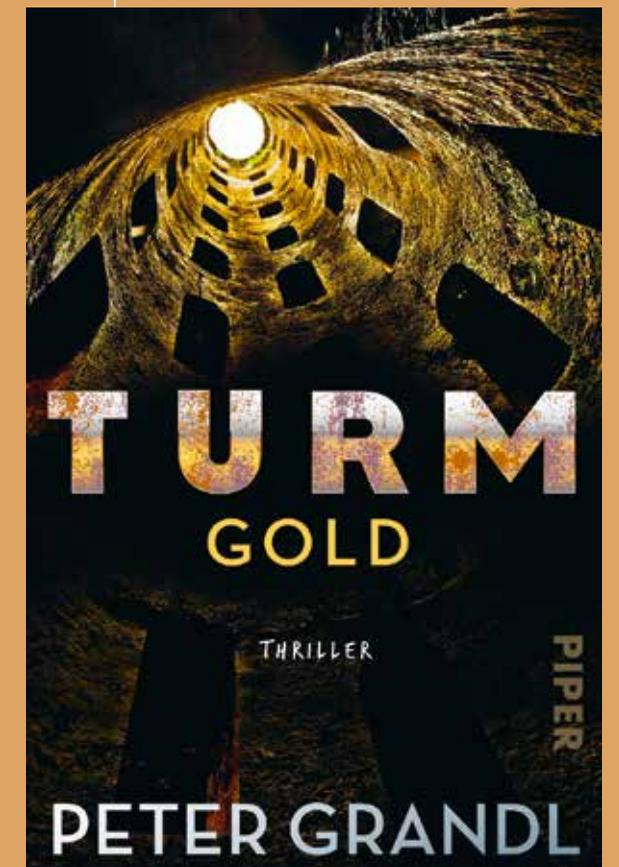
ERSCHEINEN AM:

28-07²²01-12²²

TURMSCHATTEN

Klappenbroschur

ISBN 978-3-492-06321-0



TURMGOLD

Klappenbroschur

ISBN 978-3-492-06322-7

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
 Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare
 oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de (BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de (Presse)

592
SEITEN

18,00 € | D
18,50 € | A

MACHT

MILLI-
ONEN



INTERVIEW

Die Erfolgsstory beginnt in der Kaffeeküche. Dort, in der Berliner Redaktion des Wirtschaftsmagazins *Business Insider*, brüten die Reporter über neue journalistische Formate. »Warum machen wir aus unseren investigativen Recherchen nicht mal einen Podcast?«, fragt eine Redakteurin. »Genau, packend erzählt wie ein Wirtschaftskrimi«, sagt ein Kollege. Wir machen uns an die Arbeit.

Nur wenige Wochen später, im Dezember 2020, ist die erste Folge von »Macht & Millionen« zu hören. Es geht um das spektakuläre Verschwinden des Tengelmänn-Milliardärs Karl-Erivan Haub und den erbitterten Machtkampf in seinem Firmen-Imperium. Monat für Monat steigen die Hörerzahlen. Jetzt, anderthalb Jahre später, ist »Macht & Millionen« einer der erfolgreichsten Podcasts Deutschlands mit mehr als 3 Millionen Abrufen. Solveig Gode und Kayhan Özgenc beleuchten in jeder Folge einen Fall, den sie anhand von eigenen Recherchen neu aufrollen. Und im Herbst erscheint ihr Buch mit den spannendsten Krimis, von der VW-Rotlichtaffäre über den Siemens-Schmiergeldskandal bis hin zum Aldi-Familienstreit.

Was ist das Erfolgsgeheimnis von »Macht & Millionen«?

Solveig Gode: Wirtschaftsthemen gelten ja oft als trocken und kompliziert. Wir erzählen die Wirtschaftsfälle spannend, unterhaltsam und verständlich. Ein Beispiel ist der Cum-Ex-Skandal, eine sehr komplexe Materie. Viele haben uns nach der Podcast-Folge geschrieben, jetzt hätten sie das ganze Thema endlich verstanden. Das liegt daran, dass wir die Story als Krimi mit spannenden Protagonisten geschildert haben – einem gerissenen Steueranwalt, dem mächtigen Chef der Hamburger Warburg-Bank und dem heutigen Bundeskanzler Olaf Scholz.

Kayhan Özgenc: Ganz wichtig sind uns exklusive Einblicke hinter die Kulissen. Mich faszinieren Machtkämpfe. Was passiert in den Chefetagen, welche Dramen verbergen sich hinter kurzen Pressemitteilungen? Anders als in der Politik ist es in der Wirtschaft als Journalist viel schwieriger, an Informationen zu gelangen. Das macht für mich den Reiz aus. Zum Beispiel recherchiere ich seit langem bei Volkswagen, treffe viele Top-Manager zu geheimen Gesprächen und erfahre dabei immer wieder die unglaublichsten Geschichten aus dem Innenleben des größten deutschen Konzerns. Diese Insides fließen natürlich in die Podcasts ein und jetzt in das Buch.

Wann wird für euch ein Wirtschaftsfall zu einer Story für »Macht & Millionen«?

Solveig Gode: Es muss nicht immer ein großes Unternehmen sein wie VW, Siemens oder Tengelmänn. Wir erzählen auch häufig die Geschichte von Aufsteigern aus einfachen Verhältnissen, die es mit einer vermeintlich cleveren Geschäftsidee ganz nach oben geschafft haben. Dann kommt plötzlich der groß angelegte Betrug heraus, und es folgt ein Absturz, der vor Gericht oder sogar im Gefängnis endet. So ein Fall ist »Big Manni« mit dem Flowtex-Skandal: Er hat jahrelang Bohrmaschinen im großen Stil verkauft, die es nur auf dem Papier gab. Er hat die Banken genarrt, ist unfassbar reich geworden, bis das Kartenhaus zusammenbrach und er im Knast landete.

Kayhan Özgenc: Ich bin überzeugt, dass wir alle solche Helden-Geschichten lieben, verbunden mit einem spektakulären Niedergang. Also erst ganz oben, später tief gefallen. Und dann kommt häufig auch noch der Glamour-Faktor hinzu, also was die zu Reichtum gekommenen Betrüger für ein Luxusleben führen – mit Nobelkarossen, pompösen Villen und Rotweinflaschen ab 3000 Euro. Erstaunt bin ich, wie einfach die Gaunereien mitunter funktionieren, wie leicht die Menschen sich blenden lassen. Vermutlich will die Welt auch ein Stück betrogen werden.



ANHAND DER DOKUMENTE KONNTEN WIR DANN DIE AUSEINANDERSETZUNGEN UM DIE MACHT IM DISCOUNTER- IMPERIUM NACHZEICHNEN, DIE BIS HEUTE ANDAUERN.

Solveig Gode: Faszinierend finde ich auch die Familienstreitigkeiten, bei denen es um viel Geld und die Macht im Unternehmen geht. Mein Lieblingsfall ist dabei Aldi: Jeder kennt den Discounter, aber keiner die Albrechts, die zu den reichsten Familien des Landes gehören. Die Albrechts haben immer größten Wert auf Diskretion gelegt, haben sich jahrzehntelang von der Öffentlichkeit komplett abgeschottet. Dann brach ein Familienstreit aus, und wir sind im Zuge dieser Recherche an zahlreiche vertrauliche Dokumente gelangt. Darunter befanden sich zum Beispiel persönliche Briefe, Gerichtsunterlagen und sogar ein handgeschriebenes Testament. Anhand der Dokumente konnten wir dann die Auseinandersetzungen um die Macht im Discounter-Imperium nachzeichnen, die bis heute andauern.

In euren Fällen sind meistens die Männer die Schurken. Wie kommt das?

Kayhan Özgenc: Ich würde mir auch mehr Frauen als Protagonisten für »Macht & Millionen« wünschen. Aber Männer sind nun mal krimineller, die größeren Betrüger. Die Gier, ein sehr wichtiger Antrieb für illegale Machenschaften, ist bei ihnen offenbar auch stärker ausgeprägt. Trotzdem ist es uns wichtig, immer wieder nach Frauen als Hauptfiguren zu suchen. Ein spektakulärer Fall ist zum Beispiel die falsche Millionenerbin Anna Sorokin. Unter ihrem

Pseudonym Anna Delvey wird sie zum Teil der High Society in New York und lässt sich ihr Luxusleben von anderen bezahlen – bis der große Schwindel auffliegt. Ihre Geschichte wurde jetzt auch für Netflix verfilmt.

»Macht & Millionen« hat inzwischen eine große Fangemeinde, auch Jan Böhmmermann gehört offenbar dazu.

Solveig Gode: Ja, er hat uns in seinem Podcast auf sehr charmante Art gelobt und empfohlen. Danach sind die Hörerzahlen in die Höhe geschneilt. Ich finde auch großartig: Wir werden überall auf der Welt gehört, etwa beim Schafefütten in Kanada, auf der Südsee-Insel Fakarava oder auf der Dachterrasse in Panama City. Die Hörerinnen und Hörer schicken uns Mails oder kommentieren auch viel auf unserer Instagram-Seite. Dort haben wir sehr aktive Follower, die immer wieder mit Ideen und Vorschlägen für neue Folgen kommen.

Kayhan Özgenc: Ich habe noch nie ein so positives Feedback in meiner journalistischen Karriere erlebt wie bei »Macht & Millionen«. Die Fans fiebern jeder neuen Staffel entgegen. Deshalb bin ich auch sicher, dass sie sich auf unser Buch freuen. Dort erzählen wir auch viele Hintergründe und Details, die im Podcast gar nicht vorkommen. Außerdem wird es einen ganz neuen Fall geben, den wir exklusiv nur im Buch erzählen.

LESEPROBE

Ein Spitzel, ein abgefackeltes Haus, eine Leiche – die Abhör-Affäre bei VW

Ein eingeschweißter silberfarbener USB-Stick in einem braunen Briefumschlag: So beginnt im Sommer 2020 eine außergewöhnliche Geschichte, die mich bis heute nicht loslässt. Es geht um die Abhör-Affäre bei VW und einen erbitterten Streit mit einem Zulieferer, um ein abgebranntes Fachwerkhaus und eine Leiche in einem Fahrzeug.

An einem regnerischen Tag im Juni treffe ich in einem Café in Berlin meinen Informanten. Ich kenne ihn seit Jahren. Er berichtet mir von beunruhigenden Neuigkeiten aus dem Innenleben von VW. Demnach gebe es Unterlagen, die offenbaren, wie der Autokonzern gegen einen ungeliebten Zulieferer vorging. Es würden geheime Tonbandaufnahmen existieren.

Beim zweiten Treffen, ein paar Tage später, übergibt er mir den Briefumschlag mit dem Stick. Der Informant fungiert als Mittelsmann. Er sagt nicht, woher der Stick stammt, und auch nicht, wer die internen Gespräche aufgezeichnet haben könnte.

Auf dem Stick sind tatsächlich Stimmen zu hören, und zwar sehr viele. Die Tonaufnahmen umfassen insgesamt rund fünfzig Stunden Meeting-Mitschnitte. Es wird klar, dass die Aufnahmen echt sind. Aus den Gesprächsinhalten ergibt sich: Eine Gruppe von VW-Managern trifft sich regelmäßig und bespricht, wie ein unliebsamer Zulieferer namens Prevent ausgeschaltet werden soll.

Die Aufzeichnungen passen zu dem Streit, den sich der Autobauer seit Jahren mit der Prevent-Gruppe liefert. Hinter dem Unternehmen steht die bosnische Familie Hastor, die seit den Siebzigerjahren als wichtiger Zulieferer mit VW im Geschäft ist. Doch dann kühlte sich die Stimmung merklich ab. Die Prevent-Chefs akzeptierten es nicht mehr, wenn Volkswagen mal wieder die Preise drücken wollte. Die widerspenstigen Hastors werden aus Sicht der Wolfsburger immer mehr zum Problem.

Im August 2016 kommt es zum Showdown zwischen Hersteller und Zulieferer. VW storniert kurzfristig einen Auftrag bei einer Prevent-Tochter, es geht nach Angaben von Prevent um ein Volumen von rund 500 Millionen Euro. Die Hastors sind wütend, entscheiden sich für die maximale Eskalation: Die beiden Tochterfirmen Car Trim und ES stoppen die Lieferung von Getriebegehäusen und Sitzbezügen. In sechs deutschen VW-Werken muss die Produktion vorübergehend ruhen.

Prevent hat es geschafft, die VW-Fabriken lahmzulegen. Einer der größten Autohersteller der Welt wird von einem Dienstleister öffentlich vorgeführt, das hat es so noch nie gegeben. Der Schaden wird auf mehr als 100 Millionen Euro beziffert. Um die Produktion wieder in Gang zu bringen, einigen sich die Wolfsburger nach harten Verhandlungen mit dem Zulieferer auf ein Eckpunktepapier, das die weitere Zusammenarbeit regeln soll. Beide Unternehmen verzichten auch auf Schadensersatz. Es ist eine Art Waffenstillstand.

Doch hinter den Kulissen geht es jetzt richtig zur Sache. VW will eine derartige Demütigung nie wieder erleben und Prevent so schnell wie möglich loswerden. Den Auftrag dafür erhält die Sondereinheit mit dem Namen »Projekt 1«. Das ist die VW-interne Truppe, deren Gespräche heimlich mitgeschnitten wurden und uns als Audio-Datei nun vorliegen. Wir nennen die fünfzig Stunden langen Aufnahmen, die aus den Jahren 2017 und 2018 stammen, die »VW-Tapes«.

»Der Gerhard Schröder hat sich eingeschaltet«

Auch prominente Namen tauchen in den »VW-Tapes« auf. Da findet sich zum Beispiel eine brisante Passage zu Gerhard Schröder, Altkanzler und ehemaliger VW-Aufsichtsrat mit exzellenten Kreml-Kontakten.

»Der Gerhard Schröder hat sich eingeschaltet«, berichtet der Projektleiter. »Ach, schön«, sagt ein Teilnehmer. Für oder gegen VW?, wird gefragt. Die Antwort: Schröder wäre als Lobbyist auf VW-Seite tätig. Eine Managerin schlägt vor, dass Schröder seine Putin-Beziehungen nutzen sollte, um Prevent den Geldhahn in Russland abzudrehen.

Die »VW-Tapes« geben Einblicke in die Gedankenwelt der Manager und offenbaren, wie der Autohersteller fast mit allen Mitteln einen Lieferanten in die Knie zwingen wollte. Wer aber steckt hinter den heimlichen Mitschnitten? Wer hat sie in Auftrag gegeben, wer hat sie angefertigt?

Unser erster Verdacht fällt auf Prevent. Das Motiv: Rache. VW hat im Jahr 2018 sämtliche Verträge mit der Firmengruppe gekündigt. Seitdem überziehen sich die beiden Parteien gegenseitig mit Klagen. Durch die Tonaufnahmen wird VW massiv beschädigt. Doch Prevent bestreitet, etwas mit der Abhör-Affäre zu tun zu haben. Wir stoßen auf Unterlagen, aus denen hervorgeht: Prevent selber hat VW frühzeitig über einen Spionage-Verdacht informiert.

Jetzt beginnt bei VW die Suche nach dem Spion in den eigenen Reihen. Die Konzernsicherheit nimmt alle Mitglieder der Sondereinheit unter die Lupe, sie werden einzeln befragt. Schnell gibt es einen ersten Verdacht. Christian M. hatte stets sein Handy auf dem Besprechungstisch liegen. Hat er damit die Gespräche heimlich aufgezeichnet? Der VW-Manager wird mit den Spionage-Vorwürfen konfrontiert – und räumt eine Beteiligung ein. Umgehend wird M. vom Dienst freigestellt, muss sein Büro räumen.

Das Haus des Maulwurfs geht in Flammen auf

Der erste Tatverdächtige ist gefasst, die Hintergründe bleiben aber weiter unklar. Warum zeichnete

Christian M. die Gespräche heimlich auf, riskierte damit Karriere und Job bei Volkswagen?

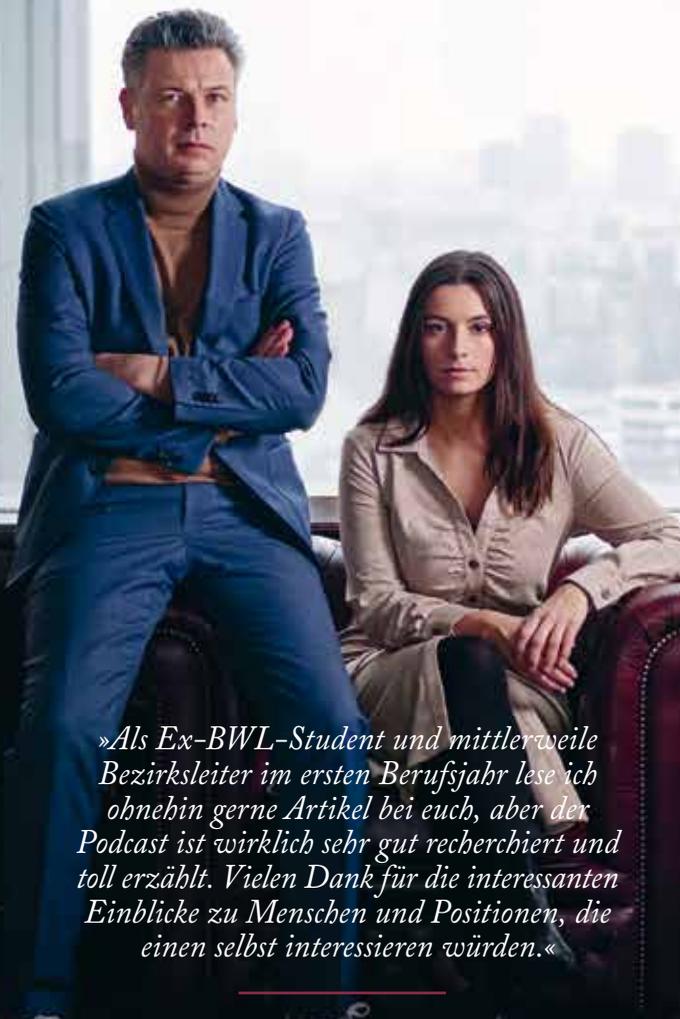
Reporter Philip Kaleta begibt sich auf Spurensuche, fährt in das niedersächsische Dorf, in dem M. wohnt. Er stößt auf die Brandruine eines großen Fachwerkhauses. Es ist das Wohnhaus von Christian M., komplett zerstört von einem Großbrand. Erst wenige Wochen zuvor brach das Feuer in der Nacht aus.

Die Abhör-Affäre entwickelt sich jetzt immer mehr zum Krimi. Was hat der Spionagefall bei Europas größtem Autobauer mit einem abgebrannten Fachwerkhaus in der niedersächsischen Provinz zu tun? Gibt es eine Verbindung zwischen den heimlichen Mitschnitten und der mutmaßlichen Brandstiftung? Die Staatsanwaltschaft hat jetzt beide Akten zu Christian M. auf dem Tisch und erklärt: »Ein Zusammenhang wird geprüft.«

Die Feuerwehr findet eine Leiche im ausgebrannten Auto

Dann, am 10. August, passiert das Unfassbare. Um 19.32 Uhr geht der Notruf ein. Die Feuerwehr im niedersächsischen Ort Grasleben rückt aus. Von Weitem sehen die Einsatzkräfte schon Flammen in den Himmel schießen. Als sie näherkommen, erkennen sie die Umrise eines brennenden Autos. Der Brand wird gelöscht, im Auto liegt eine Leiche. Der Halter des Fahrzeuges ist Christian M. Alles deutet darauf hin, dass er der Tote ist. Eine DNA-Analyse bestätigt das später.

Christian M. hatte mit Prevent zu tun, verhandelte in seiner Tätigkeit als Einkäufer häufig mit Vertretern des Zulieferers über Preise und Lieferkonditionen. Doch dann verließ er auf eigenen Wunsch den Bereich Beschaffung, wechselte Ende 2019 zur Compliance-Abteilung.



»Als Ex-BWL-Student und mittlerweile Bezirksleiter im ersten Berufsjahr lese ich ohnehin gerne Artikel bei euch, aber der Podcast ist wirklich sehr gut recherchiert und toll erzählt. Vielen Dank für die interessanten Einblicke zu Menschen und Positionen, die einen selbst interessieren würden.«

»Euren Podcast finde ich weltklasse, und ich empfehle ihn auch allen Wirtschaftsinteressierten weiter.«

»Ich bin süchtig nach eurem Podcast, freue mich wahnsinnig über jede neue Folge und habe mittlerweile jeden Fall mindestens zweimal gehört. Ich habe fast alle meine Freunde mit dem Macht & Millionen-Fieber angesteckt.«

»Kleiner Tipp: Macht & Millionen von Business Insider. Wenn man sich für Wirtschaftskriminalität interessiert, ist das ein toller Podcast.«

JAN BÖHMERMAN, FEST & FLAUSCHIG

Die Staatsanwaltschaft ermittelt nach dem Suizid von Christian M. gegen die russische VW-Managerin Kseniia K. Demnach soll sie M. den Auftrag für die illegalen Tonaufzeichnungen gegeben haben. Kseniia K. gehörte ebenfalls zum »Projekt 1«, das den Zulieferer Prevent ausschalten sollte.

Jetzt kommt heraus: Kurz vor seinem Tod hatte Christian M. noch bei der Staatsanwaltschaft ausgesagt. Dabei räumte er ein, die vertraulichen Sitzungen der Sondereinheit mit seinem Handy heimlich mitgeschnitten zu haben. Aber was war seine Motivation? Die schlichte Antwort von M. lautete: Er habe auf Anweisung seiner Vorgesetzten Kseniia K. gehandelt. Damals arbeitete er noch in der Einkaufsabteilung.

Aufgrund dieses Anfangsverdachts leitete die Staatsanwaltschaft ein Ermittlungsverfahren gegen Kseniia K. ein, es kam zu einer Durchsuchung bei Volkswagen in Wolfsburg. In ihrer Funktion als Einkaufsmanagerin hatte sie in engem Kontakt zu Prevent gestanden, als Bindeglied zwischen dem Zulieferer und dem VW-Management fungiert. Nach dem Ende von »Projekt 1« wechselte K. von Wolfsburg nach Russland, leitet dort seit Januar 2019 die Einkaufsabteilung von VW. Für ihre Beteiligung an der Abhör-Affäre gibt es keine Belege.

In einer ungewöhnlich langen Stellungnahme gibt die Staatsanwaltschaft Braunschweig den Abschluss der Ermittlungen bekannt, wohl auch um Gerüchten und Spekulationen ein Ende zu setzen: Es würden »keine Anhaltspunkte für ein strafrechtlich relevantes Verhalten Dritter« vorliegen. Vielmehr sei von einem »atypisch verlaufenen Suizid des damals freigestellten VW-Managers« auszugehen. An dem Fahrzeug hätten sich »keine Spuren einer Manipulation gefunden.

Abschließend teilen die Staatsanwälte mit, dass es sich bei dem niedergebrannten Wohnhaus von Christian M. »zweifelsfrei« um eine »vorsätzliche Brandstiftung« handelte. Die Täter konnten jedoch nicht ermittelt werden, auch die Hintergründe des Brandes ließen sich nicht aufklären. Für einen Zusammenhang mit der Abhör-Affäre gebe es keine Belege. Die Akte Christian M. ist nicht aufgeklärt, aber geschlossen.

ERSCHEINT AM:

01-09²²



18,00 € | D
18,50 € | A

256
SEITEN

KAYHAN ÖZGENC,
SOLVEIG GODE

MACHT & MILLIONEN

Klappenbroschur

ISBN 978-3-8270-1463-4

Bestellen Sie Ihr digitales

Leseexemplar zum

Erscheinungstermin auf

piper.de/leseexemplare oder

schreiben Sie eine E-Mail an:

sales_reader@piper.de

(BuchhändlerInnen)

press_reader@piper.de

(Presse)



NAMASTE CORONA!

Treffpunkt Kathmandu: Hierhin ist der Weltenbummler Michael gekommen, um Anna wiederzusehen. Seit ihrer letzten Begegnung war er Tausende Kilometer auf dem Landweg unterwegs; nun will er wissen, ob die Beziehung Bestand hat. Als Nepal vom Lockdown überrascht wird und die Städte abriegelt, fliehen sie in die Berge. Am Fuß der Achttausender finden sie Zuflucht und ein Wellblech über dem Kopf. Im Dorf schimpft man die Reisenden zunächst »Corona«. Doch als die Nahrung knapp wird und der Hunger einzieht, wächst der Zusammenhalt. Sie teilen Linsen, helfen in der Landwirtschaft und überleben ein schreckliches Unwetter. Feldarbeiterinnen, Bettler und Bergführer werden ihre Freunde – und die beiden für fünf Monate Teil einer Schicksalsgemeinschaft.



LESEPROBE

Prolog

07. Februar 2020, an der Grenze zwischen
Myanmar und Indien

Ein trockenes Kratzen zieht durch meinen Hals. Ich unterdrücke den Hustenreiz und halte die Luft für einige Sekunden an. Sollte der Grenzsoldat mit dem Maschinengewehr merken, dass ich krank bin, wird er mich erst gar nicht nach Indien reinlassen. Es fühlt sich in diesem Moment schrecklich an, aber ich muss mir meinen Wunsch erfüllen. Ich muss weiter ins nächste Land, um dem Himalaja und somit auch dem Wiedersehen mit Anna einen Schritt näher zu kommen.

Nach vielen Monaten habe ich eine erste Verabredung, und ich will es nicht vermasseln. Doch seit ich mich als Freiwilligenarbeiter in Myanmar mit einem üblen Husten ansteckte, plagt mich eine unterschwellige Angst: Habe ich Corona?

Als ich vor gerade mal einem Monat, im Januar, zum ersten Mal davon hörte, dass sich in China ein Virus auf die Reise machte, hätte ich nie erwartet, dass davon irgendwann mein eigenes Unterwegssein berührt sein würde. Wie bei so vielen Nachrichten, die täglich auf einen einprasseln, hielt ich auch diese Epidemie für etwas, das woanders passiert. Aber eben nicht hier, bei mir. Als Weltreisender ist man halt unterwegs, meist rastlos unterwegs. Kaum irgendwo angekommen, ist man auch schon wieder weg. Mit all dem Elend, den Krankheiten und Krisen, die auf der Welt passieren, kommt man, wenn überhaupt, nur oberflächlich in Kontakt. Man glaubt daher, selbst nicht betroffen zu sein. Das ist wohl eines der vielen Privilegien, die ich als Reisender aus dem reichen Westen in meinem Multifunktions-Trekkingrucksack überall mit hintrage: Ich kann es mir leisten, da zu bleiben, wo es mir gefällt, und zu gehen, sobald es unangenehm wird. Da gibt es also eine Seuche in China? Na, dann lass schnell weiterreisen. Raus aus China, rein ins nächste Land!

Der Soldat winkt mich weiter und zeigt auf den Eingang der Grenzstation. Ich öffne die Tür, und der nächste Grenzsoldat mustert mich, bevor er mich grüßt. Ich meine, seine Gedanken lesen zu können: Schon wieder ein reisender Hippie mit zerrissenen Kleidern und viel zu großem Rucksack. Kaum zu glauben, dass ich mich vor wenigen Jahren noch mit glatt rasiertem Gesicht freiwillig in Anzug und Schlips zwängte. Meine gepflegten Zeiten als Banker kommen mir heute sehr weit weg vor. Mit jedem Schritt auf der Karriereleiter wurde auch meine Kleidung informeller, was sich ziemlich befreiend anfühlte. Bei meinem letzten Job bin ich sogar barfuß durch das Büro gelaufen. Nach der Kündigung meines alten Lebens – des Jobs, Mietvertrags, Bausparvertrags, der Lebensversicherung und dem Hergeben all meiner Möbel – machte ich mich frei von den Bekleidungsregeln. Heute bin ich im Schwebezustand – zwischen Ländern, Herbergen und Passstraßen. Ich trage stets dieselbe schwarze, mittlerweile von der Sonne ausgebleichte Trekkinghose. Mein Bart hat in diesem Jahr noch keinen Rasierer gesehen; die schulterlangen blonden Haare sind vom Leben als Nomade, das fast ausschließlich draußen stattfindet, weiß gestrahnt. Die aufgerissenen Löcher im bunt gemusterten Lieblingshemd erzählen von den Strapazen meiner Reise.

Der Soldat lächelt mir freundlich zu, führt seine Handflächen vor der Brust zusammen, beugt sich leicht nach vorne und begrüßt mich mit »Namaste«. Bis dahin kannte ich den Ausdruck bloß als Abschiedsgruß meiner Yogalehrerin in Deutschland. Doch tatsächlich, in Indien grüßt man sich so auch alltäglich auf der Straße. Direkt übersetzt bedeutet Namaste so viel wie »Ich verbeuge mich vor dir«. Bevor ich nun offiziell in Indien einreisen darf, gibt mir der Grenzposten zu verstehen, zu warten. Ich wippe unruhig von einem Fuß auf den anderen, denn im Gegensatz zu den letzten zwölf Grenzübergängen der vergangenen Monate läuft dieses Mal irgendetwas anders. »Ein Arzt muss überprüfen, ob Sie gesund sind, Sir«, erklärt er mir. Der Satz wirkt wie ein

Schlag gegen meine gereizte Kehle. Ich tauche im selben Moment ab, als würde ich etwas in meinem Rucksack suchen. Tatsächlich verstecke ich das Geräusch meines trockenen Hustens hinter meinem schwarzen Halstuch. Das alles fühlt sich an, als würde ich gerade illegal in ein fremdes Land einreisen. Der Soldat starrt mich weiterhin an, ohne den Blick einmal abzuwenden.

»Der nächste, bitte!«, schallt es aus dem Zimmer mit der weißen Tür. Mein Puls rast. Ich begrüße den Mann im weißen Kittel wortlos mit einem kurzen Nicken. Seit Tagen bin ich heiser. Während der letzten Wochen in Myanmar arbeitete ich als Englischlehrer an einer Klosterschule für Waisenkinder. Die Kinder steckten mich nicht nur mit ihrer puren Lebensenergie an, sondern eben auch mit einer hartnäckigen Atemwegsinfektion. Die Erfahrung an der Schule machte mich im doppelten Sinne sprachlos.

Der Arzt nimmt eine weiße Pistole aus der Schublade und drückt sie mir direkt an meine Stirn. Eine rote Zahl blinkt auf, 37,2 Grad. Glück gehabt, wenigstens mein Fieber ist wieder runtergegangen. »Haben Sie irgendwelche Erkältungssymptome, Sir?«, fragt er mich mit ernstem Blick, als würde es gerade darum gehen, die Ausbreitung einer globalen Pandemie zu verhindern. Wie sehr das zutrifft, ist mir in dem Moment nicht klar. Ich schüttele den Kopf und schäme mich. Zu diesem Zeitpunkt mache ich mir keinerlei Gedanken, was gerade auf dem Spiel steht. Das Bewusstsein für den Ernst der Lage einer Massenerkrankung existiert noch nicht. Ob ich mich selbst möglicherweise in Myanmar mit Corona infizierte, werde ich nie herausfinden. Es ist die Angst, irgendwo im Nirgendwo mit einem Husten stecken zu bleiben, die mich antreibt und mich den ersten Inder, den ich treffe, anlügen lässt.



ÜBER DEN AUTOR

Michael Moritz, 1989 in der Pfalz geboren, war Bankkaufmann und studierte Wirtschaftswissenschaft mit Schwerpunkt Tourismus. Zuletzt entwickelte er für einen Veranstalter Abenteuerreisen in den Alpen und lehrte an der Hochschule für Wirtschaft und Technik in Saarbrücken. Anfang 2019 beendete er diese Laufbahn und begann, mit Kamera im Gepäck, langsam um die Welt zu reisen. Mit seiner Partnerin Anna Baranowski drehte er, gefördert von der Thüringer Kulturstiftung, einen Dokumentarfilm über die Zeit in Nepal. Michael und Anna leben mit ihrer gemeinsamen Tochter in Thüringen.

Ich muss es zügig nach Nepal schaffen, denn dort habe ich ein Date mit Anna, die endlich wieder zur Reise mit dazustößt. Unser letzter Abschied vor einem halben Jahr in der endlosen Steppe der Mongolei war schwer; wir hatten nicht die leiseste Ahnung, wann, ja vielleicht sogar ob wir uns überhaupt wiedersehen würden. Bisher fand unsere Beziehung entweder auf gemeinsamen Reisen statt oder eben in Form einer überkontinentalen Fernbeziehung, inklusive Zeitverschiebung von acht Stunden; ein normaler Alltag war uns immer fremd. Kennengelernt hatten wir uns am allerersten Tag meiner lang geplanten Reise auf dem Jakobsweg in Spanien. Ich fand dort meine Seelenverwandte und floh danach dennoch vor meinem alten Leben. Es war ein schwermütiges halbes Jahr, in dem wir uns gar nicht sahen. Sogar seltene Telefonate wurden zur Qual. Was uns nun erwartet, wenn wir uns in Nepal wiederbegegnen, wissen wir beide nicht. Doch eins ist sicher: Wegen eines Hustens an der indisch-burmesischen Grenze hängenzubleiben und Anna am Flughafen in Kathmandu sitzen zu lassen, wird die Beziehung sicherlich nicht aushalten.

Der taumelige Kampf zwischen Wahrheit und Lüge geht in die nächste Runde.

»Waren Sie während Ihrer Reise auch in China?«, löchert mich der Arzt an der Grenze. Erneut schüttelte ich den Kopf, während mir die Bilder der chinesischen Shaolin-Mönche durch den Kopf schießen, mit denen ich einige Wochen zusammenlebte. Vor meinem inneren Auge sehe ich mich wieder als Erntehelfer auf den Feldern des vegan lebenden Klosters ackern, wo ich etliche Schubkarren mit Bananen, Kakis und Sternfrüchten füllte. Bloß wenige Kilometer entfernt und kurz nach meinem Aufenthalt zog von einem Viehmarkt in Wuhan ein winziges Virus los, um die ganze Welt zu erobern.

Während meiner Tagträumereien blättert der Arzt durch meinen Pass. Irgendwo da, zwischen all den gesammelten Stempeln der letzten Länder, prangt auf einer Seite auch die chinesische Flagge.

Ich halte die Luft an, denn ein Hustenanfall kündigt sich an. Mir wird schwarz vor Augen. Schon benebelt höre ich seine Worte: »Willkommen in Indien, Mister Moritz«.



1. Mit dem Kompass Richtung Ferne

23. Februar 2020, Guwahati – Tawang

An einem schwülheißen Februartag führt mich die Route von einem kleinen Hostel in der indischen Millionenstadt Guwahati in Assam, im Nordwesten des Landes, nach Tawang. Es sind noch genau zwei Wochen, bis Anna nach Nepal fliegt. Vier Tage muss ich einplanen, um von Tawang zum Treffpunkt, dem Flughafen in Kathmandu, zu gelangen. Also bleiben mir insgesamt etwa zehn Tage, um dort in Tawang den Geheimnissen des Buddhismus auf die Spur zu kommen. Tawang liegt in Indien, China erhebt als Teil des Autonomen Gebiets Tibet Anspruch darauf. Kaum zu glauben: Ganz unverhofft werde ich es nun doch bis fast nach Tibet schaffen.

Nach etwa sechs Stunden ohne Pause ist es so weit: Shiva, der Fahrer, entpuppt sich als Betelnuss-Süchtiger. Seine Augen sehen müde aus. Statt für einige Minuten anzuhalten, beißt er hektisch auf der blutroten Nuss herum und spuckt immer wieder aus dem Fenster. Der Fahrstil wird rasanter.

Dann dreht er das Radio laut, dieses Mal mit indischer Schlagermusik. Streicher spielen für meine Ohren schräg klingende Töne, eine mit einzelnen Fingern gespielte Trommel setzt schwungvoll ein. Der Takt kommt leicht versetzt, wodurch ein pulsierender Rhythmus entsteht. Meine Blicke wandern über die weiß bedeckten Gipfel, die uns umgeben. Ich bin zum ersten Mal im Himalaja. Stille Ehrfurcht ergreift mich, als wir uns zu Füßen des Dachs der Welt weiter emporwinden. Der Straßenbelag wechselt ständig zwischen löchrigem Asphalt und Schotter. Eine Serpentinstraße führt uns hinauf zum 4170 Meter hohen Sela-Pass.

Spätestens jetzt ist es Gewissheit, was ich schon länger ahnte: Gesetzliche Lenkzeiten wie in Deutschland gibt es hier nicht. Pausen braucht der Fahrer auch nach zehn Stunden keine zu machen, denn er hat ja die stimulierende Betelnuss im Mund. Seit Stunden habe ich bis auf meinen Kopf noch kein einziges Körperteil bewegt, wir sitzen zu viert hinten

auf einer Rückbank im Kofferraum. Zwischenzeitlich waren zwölf Personen in diesem Auto. So viele, dass Shiva streckenweise sogar auf dem Schoß eines Fahrgastes sitzen musste, um seinen Sumo zu lenken. Nun sind wir wieder zu elft. Es ist immer noch so eng, dass Shiva den Schaltknüppel zwischen den Beinen seines Nebenmannes betätigen muss. Dass unser Fahrer ausgerechnet wie der »Glücksverheißende«, einer der wichtigsten Götter des Hinduismus heißt, ist eine Ironie des Schicksals. Das Tempo nimmt zu, während wir auf die nächste 180-Grad-Kurve zurasen. Beim Wagen vor uns sehe ich, dass er die Kurve bloß auf den beiden äußeren Rädern nimmt. Der Wagen scheint jeden Moment zu kippen, als ich spüre, dass auch unser Sumo auf der Innenseite die Bodenhaftung verliert. Doch ich habe keine Wahl. Shiva mit ernstesten Worten zu erklären, wie unverantwortlich er als Fahrer doch handelt, während die restlichen zehn Passagiere tiefenentspannt und träumend aus dem Fenster starren, kommt nicht infrage. Stattdessen schließe ich die Augen und warte, bis mich in der nächsten Kurve das Gewicht meiner drei Sitznachbarn wieder gegen die Windscheibe drückt.



Dann fängt plötzlich alles an zu rumpeln. Shiva bringt das Auto zum Stehen. Zwangspause, alle aussteigen. Ich sehe, was passiert ist. Der hintere linke Reifen scheint nach der letzten Kurve geplatzt zu sein. Langsam gehe ich um den Wagen herum und stelle fest, dass keiner der Reifen noch Profil hat. An manchen Stellen ist sogar der letzte Rest des schwarzen Gummis schon verschlissen, und die weiße Innenschicht kommt zum Vorschein. Wäre der Reifen dreißig Meter früher geplatzt, wären wir wahrscheinlich im freien Fall in die Hunderte Meter tiefe Schlucht gestürzt. Doch aus irgendeinem Grund scheint keiner der anderen Fahrgäste meine Aufregung zu teilen. Alle warten entspannt, bis es weitergeht. Ist es der Glaube an den ewigen Kreislauf der Wiedergeburt, der meine Mitinsassen so ruhig bleiben lässt?

Jeden Tag kurz nach Sonnenaufgang bringen unzählige Fahrer dieser weißen Geländewagen viele Dutzend Menschen lebend über diesen Pass. Doch ich frage mich, werde ich heute einer von ihnen sein? Später muss Shiva wieder anhalten, dieses Mal, um Schneeketten auf die abgefahrenen Reifen zu ziehen. Im Schneesturm geht es bloß im Schritttempo weiter. Wenigstens kann der Wagen in der Kurve jetzt nicht mehr umkippen. Als wir kurz vor Mitternacht die auf fast 3000 Metern gelegene Stadt Tawang erreichen, habe ich seit achtzehn Stunden in der linken hinteren Ecke des weißen Geländewagens gesessen. Shiva hat uns fast ohne eine Pause sicher zum Ziel gebracht. Klar bin ich am Leben – daran hegte doch, außer mir, niemand ernsthaft Zweifel?

Es ist mitten in der Nacht. In der Straße, in der eigentlich mein Hotel sein sollte, scheint alles geschlossen zu sein. Die Stadt ist wie ausgestorben.

Ich rufe die Telefonnummer an, die in der Buchungsbestätigung steht. Der freundliche Inder, der drangeht, weiß auf Anhieb, wer ich bin: »Warte zehn Minuten, dann bin ich am Hotel.« Um mir die Zeit bis zu seiner Ankunft zu vertreiben, bleibe ich in Bewegung. Mit dem Rucksack auf dem Rücken gehe ich die schmale Straße, in der kein einziges parkendes Auto steht, hoch und runter, um mich aufzuwärmen. Ich schätze, es ist weit unter null Grad kalt. Der Schnee, der fällt, bleibt liegen.

ERSCHEINT AM:

28-07²²18,00 € | D
18,50 € | A224
SEITENMICHAEL
MORITZ**NAMASTE CORONA!****Wie ein Dorf in Nepal
mir die Welt öffnete**

Klappenbroschur

Mit 16 Seiten Farbbildteil

und einer farbigen Karte

ISBN 978-3-89029-563-3

Bestellen Sie Ihr digitales

Leseexemplar zum

Erscheinungstermin auf**pipper.de/leseexemplare** oder

schreiben Sie eine E-Mail an:

sales_reader@pipper.de

(BuchhändlerInnen)

press_reader@pipper.de

(Presse)

ALL DIE FRAUEN, DIE DU WARST

»Als Esra Zaman mich bat, für ihre Beerdigung eine Trauerrede zu schreiben, jagte mir diese Idee panische Angst ein. Denn Esra Zaman ist meine Mutter. Ich muss schon im Prolog das unvermeidliche Unheil ankündigen. Deshalb will ich mit den drei Militärputschen beginnen, die unser Leben bestimmt haben.« – Hülya hat längst alle Brücken zu ihrer Mutter abgebrochen und lebt seit vielen Jahren in Paris. Widerstrebend beginnt sie, sich mit ihrer Kindheit als Tochter einer Filmdiva im Istanbul der 70er zu beschäftigen. Dabei kommt sie ihrer Mutter näher – und auch der Antwort auf das Verschwinden ihres Vaters.



INTERVIEW

Frau Ecer, Ihr erster Roman erzählt eine sehr persönliche Geschichte zwischen der Erzählerin und ihrer Mutter, gleichzeitig aber auch die Geschichte der Türkei. Warum haben Sie die beiden Themen miteinander verbunden?

Der Roman erzählt in der Tat eine Mutter-Tochter-Geschichte, aber obwohl es nicht meine eigene ist, spielt sie in einer Zeit, die ich gut kenne. Die Tochterfigur ist in meinem Alter, und die Erinnerung an meine eigene Kindheit ist in dem Roman sehr präsent – deshalb habe ich diese Familiengeschichte auch mit der der Türkei verwoben. Meine eigenen Eltern haben die Staatsstreiche, die Zensur und die politisch motivierten Morde erlebt, und ich hätte das nicht erzählen können, ohne es in den politischen Kontext der Zeit einzubetten. Das Schicksal unseres Landes prägt unser persönliches Schicksal, die Geschichte im Großen hat Einfluss auf unsere kleinen persönlichen Geschichten. Ich habe mich sehr mit der Zeit, die meine Figuren durchleben, auseinandergesetzt, also ein ganzes Jahrhundert, und dann habe ich es dramaturgisch so bearbeitet, dass sich die historischen Fakten mit ihren Liebesbeziehungen und Enttäuschungen verweben. In Frankreich wird gerade eine Adaption für die Bühne vorbereitet, und auch im Theaterstück wird die Geschichte sehr präsent sein.

Die Mutter in dem Text ist eine Diva, eine Frau von Welt mit einem glamourösen Beruf. War es schwierig, von diesem Reichtum in der Türkei der Sechzigerjahre zu erzählen und gleichzeitig von der Armut, wie sie der Liebhaber der Mutter erfährt?

Es geht nicht wirklich um materiellen Reichtum, denn eigentlich hat meine Heldin Esra sogar oft Geldprobleme, wie so viele Künstler. Sie muss Rollen

in Werbe- oder Schundfilmen annehmen oder Unterricht geben. Außerdem habe ich den Eindruck, dass zu dieser Zeit in der Türkei, abgesehen von wenigen Familien, niemand besonders reich war. Aber das Leben der Elite war selbstverständlich anders als das der unteren Schichten. Mit der Landflucht kamen viele Menschen nach Istanbul und mussten sich in Barackensiedlungen ohne jede Infrastruktur niederlassen, sie besaßen nichts. Und die Künstler, von denen ich erzähle, waren immerhin Teil eines westlich orientierten Milieus, polyglott, kultiviert, mit gutem Geschmack. Es handelt sich also mehr um unterschiedliche Milieus als um eine Frage von Besitz.

Der Roman ist so facettenreich und authentisch, dass man sich fragt, ob Sie darin autobiografische Momente oder Details schildern?

Autobiografisch daran ist, dass ich in derselben Epoche wie die Erzählerin viele Künstler kannte. Ich habe meine Kindheit selbst auf dem Präsentierteller verbracht. Außerdem ist die Protagonistin in meinem Alter und führt später ein ähnliches Leben in Paris. Meine eigene Mutter ist zudem im selben Jahr geboren wie die Heldin des Romans.

Welchen Bezug haben Sie zur heutigen Türkei?

Das ist schwierig. Es gibt dort Menschen, die ich sehr liebe, Landschaften, Orte, das Essen, die Sprache (die Art, wie sie gesprochen und geschrieben wird), die Großzügigkeit, die man dort noch findet. Aber ich habe natürlich Schwierigkeiten mit den politischen und historischen Unwahrheiten, der Frauenfeindlichkeit, der Korruption, dem Verhältnis zur Religion. Aber die Türkei wird immer der Ort bleiben, aus dem ich stamme, wo meine Wurzeln sind.

LESEPROBE

27. MAI 1960

Du bist sechsundzwanzig Jahre alt. Noch bist du nicht »die Sultanin der Leinwand«, aber man munkelt bereits, du seist »die türkische Antwort auf Claudia Cardinale«. Ein Journalist hat diesen Spitznamen geprägt, er macht dich rasend, aber du wirst ihn nicht mehr los. Du hast tatsächlich etwas von Claudia Cardinale: den Mund, vielleicht auch die Augen, vor allem aber den Gang und die weiblichen Rundungen, dieses maggiorata-hafte einer italienischen Schauspielerin aus den Fünfzigerjahren. Seit dem Frühjahr tourst du durch Anatolien. Gemeinsam mit dem Regisseur und einer Handvoll Schauspielern nimmst du an den Premierenfeiern von *Frucht des Vergessens* teil, einem wunderschönen Schwarz-Weiß-Film à la Antonioni, in dem du die Hauptrolle spielst. Jeden Abend seid ihr in einer anderen Stadt, die Vorführungen sind ausverkauft, ihr besucht Galas, und nach den Vorführungen buhlen die Bürgermeister darum, dich an ihren Tisch zu holen.

Die letzte Premierenfeier findet am 26. Mai in Ankara statt, der Hauptstadt der jungen Republik. Vor dem Sinema Majestik entsteigst du einem Cadillac wie eine Hollywooddiva: Etuikleid, Perlenkette, tiefes Dekolleté, Frisur allabardo (ein nachlässig geschlungener Haarknoten à la Brigitte Bardot). Du siehst dein Gesicht auf einem überdimensionalen Plakat und lächelst. Im Foyer hängen Fotos von dir und Zeitungsartikel über den Film und über dein Leben. Journalisten und Zuschauer belagern dich, wollen dich sehen, anfassen, betteln um ein Autogramm.

Du weißt nicht, dass die umliegenden Straßen wenige Stunden zuvor der Schauplatz gewaltsamer Zusammenstöße zwischen Studenten und Polizei waren.

*EIN FILMSTAR,
DER DEN
JOURNALISTEN
BEFRAGT, DAS
IST DOCH EINE
VERKEHRTE
WELT.*

Im Foyer stellt dich der Produzent einigen Anwesenden vor, darunter einem jungen Journalisten, İshak, der Fotos von dir machen soll. Hochmütig erklärt er, er sei wegen einer Reportage über die demonstrierenden Studenten in der Hauptstadt und nur auf Bitten der Zeitung kurz im Majestik vorbeigekommen, ganz so, als wollte er von Anfang an klarstellen, dass er sonst keine so trivialen Fotos mache. Er bittet dich, vor dem Filmplakat zu posieren, erst mit der ganzen Crew, dann allein. »Etwas weiter nach rechts, ja, gut so, nein, das ist zu weit, stopp, ich habe nicht die richtige Kamera für Porträts dabei, einen Schritt nach vorn, wären Sie so freundlich?« Er hat keine Ahnung, wer du bist, und das bringt dich auf die Palme. »Verzeihen Sie meine Unwissenheit, die Welt der Stars ist nicht meine.« Du fragst, welche Art von Fotos er denn sonst so mache. Da lächelt er endlich und murmelt: »Ein Filmstar, der den Journalisten befragt, das ist doch eine verkehrte Welt.«



ICH WEISS ES NICHT, ABER ES VERHEISST NICHTS GUTES.

Ihr lacht. Er erzählt, dass er viel unterwegs sei und auf der ganzen Welt über politische Konflikte berichte. Mit seinen beiden Leicas um den Hals hat er bereits den gesamten Osten der Türkei bereist, aber auch Indochina und Algerien. Er ist anders als die Männer, die dich sonst umgeben. Du beeindruckst ihn nicht. So ist İshak, kein überflüssiges Wort, keine Prahlerei, er erwähnt seine Fotos aus Kalifornien nicht, die in Frankreich Furore gemacht haben. Er gefällt dir, dieser junge Mann aus gutem Hause.

Es wird Zeit, die Zuschauer sitzen auf ihren Plätzen, der Produzent ruft nach dir, du sollst die Vorführung eröffnen. »Sehen wir uns nachher beim Umtrunk?« Er verneint, er verlässt noch am selben Abend die Stadt. Er hat alle Fotos im Kasten und muss die Negative in der Redaktion vorbeibringen, morgen früh geht es wieder auf Reisen. »Wohin?« – »Weit weg.« – »Wie weit?« – »Havanna. Eine französische Agentur hat mich mit einer Reportage über Kuba beauftragt.

Ich weiß noch nicht, wann ich zurückkomme, es kann Wochen dauern.« – »Kuba?« – »Ja, die Lage dort spitzt sich zu.« – »Tatsächlich?« – »Ja.« – »Mir wäre es lieber, man hätte Sie mit einer Reportage über eine türkische Schauspielerin beauftragt.« Wieder lacht ihr, und in dem Moment spürst du, dass du ihn wiedersehen wirst, für so etwas hast du eine Antenne. Du wirst ihn ausfindig machen, wirst Freunde nach seiner Adresse fragen, wirst bei seiner Zeitung vorbeischaun, du wirst einen Weg finden, diesen Mann kannst du nicht ziehen lassen. Ihr schüttelt euch die Hand, und er geht.

Der Saal ist voll besetzt. Achthundert Zuschauer, das einfache Volk auf dem Balkon, die bessere Gesellschaft im Orchester, dazwischen zwei Reihen mit Würdenträgern. Du betrittst die Bühne, Blumen, Applaus, Jubel, Pfiffe. Die neue Mittelschicht hat sich in Schale geworfen und ist außer Rand und Band. Diese Bauerntempel werden nie wissen, wie man sich in der Stadt benimmt. Es wird »pst« und »es reicht« gerufen, endlich wird es still im Saal, du kündigst den Film an, verlässt die Bühne, das Licht erlischt, und sobald die ersten Bilder über die Leinwand flackern, ziehst du das Publikum in deinen Bann.

Während der Vorführung geht dir İshak nicht aus dem Kopf. Beim Umtrunk langweilst du dich zu Tode. Du gibst Autogramme, unterhältst dich mit Geschäftsmännern und ihren Ehefrauen, die wie amerikanische Filmstars gekleidet sind. Du trinkst zu viel, lächelst zu viel, redest zu viel.

Und dann geschieht ein Wunder. Plötzlich ist İshak wieder da. Er bleibt an der Tür stehen. Du bist von Menschen umringt, er traut sich nicht näher. Du brichst das Gespräch mitten im Satz ab und gehst zu ihm. Sein Redakteur hat angerufen, die Armee rückt an. Er will mit der Kamera vor Ort sein, es wird sicher eine ereignisreiche Nacht. Du zündest dir eine Zigarette an. Er sagt leise: »Vielleicht gibt es sogar einen Putsch.« – »Einen Putsch?« – »Ja.« – »Und was bedeutet das?« – »Ich weiß es nicht, aber es verheißt nichts Gutes.«

Die Auslandsreise ist abgeblasen.

Ihr weicht einander nicht mehr von der Seite. Fünf Jahre später komme ich zur Welt. Ich nenne euch nur selten Mama und Papa. Für mich seid ihr Esra und İshak, Held und Heldin eines Films in Technicolor.

ERSCHEINT AM:

01-09²²

288

SEITEN



24,00 € D

24,70 € A

SEDEF
ECERALL DIE FRAUEN,
DIE DU WARSTHardcover mit
Schutzumschlag
ISBN 978-3-492-07131-4Bestellen Sie Ihr digitales
Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf
piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)



**JUDITH
LENNOX**

**DIE JAHRE UNSERER
FREUNDSCHAFT**

02.01.2023

24,00 € (D) 24,70 € (A)
ISBN 978-3-492-07120-8



**AGNES
IMHOF**

**DIE PIONIERIN
IM EWIGEN EIS**

26.01.2023

15,00 € (D) 15,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06270-1

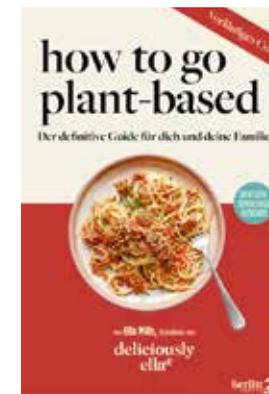


**CLARA
MARIA
BAGUS**

DIE FARBE VON GLÜCK

01.12.2022

12,00 € (D) 12,40 € (A)
ISBN 978-3-492-31924-9

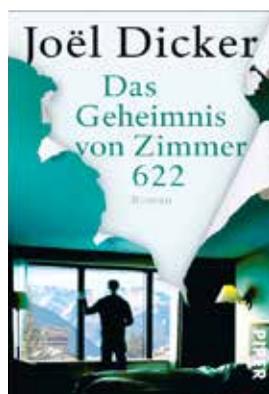


**ELLA
MILLS
WOODWARD**

**HOW TO GO
PLANT-BASED**

01.12.2022

25,00 € (D) 25,70 € (A)
ISBN 978-3-8270-1475-7



**JOËL
DICKER**

**DAS GEHEIMNIS
VON ZIMMER 622**

27.10.2022

14,00 € (D) 14,40 € (A)
ISBN 978-3-492-31930-0



**LAURA
BALDINI**

**DER STRAHLENDSTE
STERN VON
HOLLYWOOD**

27.10.2022

15,00 € (D) 15,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06258-9

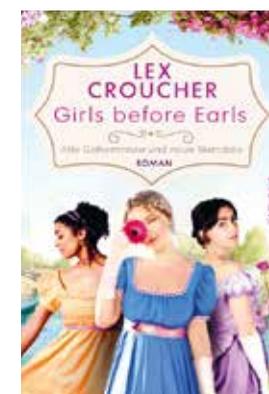


**MONA
NEMMER**

**ESSEN WIE DIE
CHAMPIONS**

27.10.2022

20,00 € (D) 20,60 € (A)
ISBN 978-3-492-06327-2



**LEX
CROUCHER**

**GIRLS BEFORE
EARLS – ALTE
GEHEIMNISSE UND
NEUE SKANDALE**

29.09.2022

15,00 € (D) 15,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06339-5

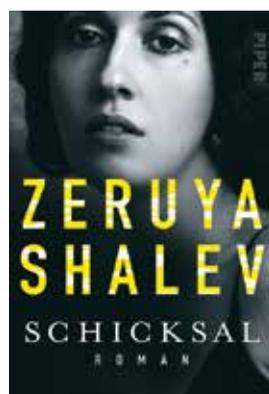


**SYBIL
GRÄFIN
SCHÖNFELDT**

**KOCHBUCH FÜR DIE KLEINE
ALTE FRAU**

29.09.2022

12,00 € (D) 12,40 € (A)
ISBN 978-3-492-31475-6



**ZERUYA
SHALEV**

SCHICKSAL

29.09.2022

14,00 € (D) 14,40 € (A)
ISBN 978-3-492-31929-4

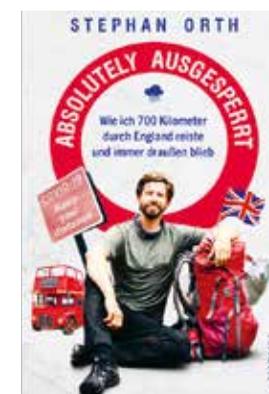


**JENNY
COLGAN**

**WEIHNACHTEN
IN DER KLEINEN
BUCHHANDLUNG**

29.09.2022

12,00 € (D) 12,40 € (A)
ISBN 978-3-492-31821-1



**STEPHAN
ORTH**

**ABSOLUTELY
AUSGESPERRT**

01.09.2022

17,00 € (D) 17,50 € (A)
ISBN 978-3-89029-567-1

Piper Verlag GmbH
Georgenstraße 4
80799 München

Postfach 40 14 60
80714 München

Tel. (089) 38 18 01-0
Fax (089) 33 87 04

Info@Piper.de
www.piper.de

GESCHÄFTSFÜHRUNG:

Felicitas von Lovenberg, Christian Schniedermann
Registergericht: Amtsgericht München
Registernummer: HRB 71118

LEITUNG VERKAUF UND VERTRIEB:

Sabrina Lessnig
Tel. (089) 38 18 01-44
Fax (089) 38 18 01-68
Sabrina.Lessnig@Piper.de

MARKETING:

Jennifer Maurer
Tel. (089) 38 18 01-63
Fax (089) 38 18 01-591
Jennifer.Maurer@Piper.de

LEITUNG LIZENZEN & FOREIGN RIGHTS:

Sven Diedrich
Tel. (089) 38 18 01-26
Fax (089) 38 18 01-272
Sven.Diedrich@Piper.de

PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT/ VERANSTALTUNGEN:

Leitung
Eva Brenndörfer
Tel. (089) 38 18 01-25/-38
Eva.Brenndoerfer@Piper.de

REZENSIONSANFORDERUNGEN:

Press@Piper.de
Fax (089) 38 18 01-65

DRUCKEREI:

Gotteswinter und Fibro Druck- und Verlags GmbH
Joseph-Dollinger-Bogen 22
80807 München

Stand April 2022

Preisänderungen und Irrtümer vorbehalten.

Die € (A)-Preise wurden von unserem Auslieferer als sein gesetzlicher Letztverkaufspreis in Österreich angegeben.

Gestaltung: Daniel Sluka | Design · www.daniel-sluka.de
Herstellung: Mark Oliver Stehr, Oliver.Stehr@Piper.de

VERWENDETE SCHRIFTEN:

Adobe Caslon, FreightBig Pro, Proxima Nova

BILDNACHWEIS:

S. 2: Felicitas von Lovenberg © Artur Bogdanowicz
S. 6/7: Amy McCulloch © Charlotte Knee Photography
S. 9: © Amy McCulloch
S. 14: © Amy McCulloch
S. 24: Honorée Fanonne Jeffers © Sydney A. Foster
S. 32: Lotta Lubkoll © Stefan Schiele
S. 35: Lotta Lubkoll © Lotta Lubkoll (oben und unten) und Annika Maurer (Mitte)
S. 36: Lotta Lubkoll © Stefan Schiele (oben und unten) und Lotta Lubkoll (Mitte)
S. 41: Chris Whitaker © David Calvert
S. 48-54: Bruno Jonas © Susie Knoll
S. 56: Anika Beer © privat
S. 63: Volker Kutscher © Andreas Chudowski
S. 71-75: Denis Scheck © Andreas Hornoff
S. 85: Mohamed Amjahid © Antoine Midant
S. 94: Peter Grandl © Lorenz Grandl
S. 99: Peter Grandl © Florian Fischer
S. 104/105, 110: Kayhan Özgenc / Solveig Gode © Lisa Kempke
S. 113: Michael Moritz © Anna Baranowski
S. 115-118: © Anna Baranowski
S. 121: Sedef Ecer © Brigitte Baudesson



Leseexemplar-Service für BuchhändlerInnen
Bestellen Sie in drei Schritten Ihr digitales
Leseexemplar auf www.piper.de/leseexemplare



e-Book



Trailer für Ihre Online-Filiale



Autorenveranstaltungen

vltTIX Weiteres Infomaterial auf vltTIX

MATERIAL UMSCHLAG:

PEYPRINT Bison 270 g/m²
Peyer graphic
Leonberg



peyer
COVER